



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Vergißeinnicht 1934**

8 (1934)

---

# Vergißmeinnicht



Illustrierte Zeitschrift der  
Mariannhiller Mission



Nummer 8

August 1934

52. Jahrgang

## Aveglocken

Die Sonne sinkt purpurn nieder  
Nur im Fenster dort blitzt sie noch wider.  
In tiefe Nacht.  
In ruhloser Pracht.

Eine letzte Drossel singt sich  
Im Tann zur Ruh',  
Und mein Gedanke ringt sich  
Der Ferne zu.

Die Schwalben empor sich schwingen  
Zum reinen Blau,  
Und Abendglocken klingen  
Vom Turme grau.

Ein seliger Friede weilet  
Jetzt weit und breit,  
Und meine Sehnsucht eilet  
Zur Ewigkeit.

F. K.



## Missions- und Ordenspioniere

Wir geben in zwangloser Folge kurze Lebensabrisse unserer alten Missionare und Ordensmitglieder, um einerseits einer Pflicht der Dankbarkeit nachzukommen jenen Männern gegenüber, welche getrieben von der Gnade, Arbeiter im Weinberge des Herrn geworden sind und um andererseits unserer Jugend und unseren Missionsfreunden Kunde zu geben, wie Männer deutscher Art christliches Kulturgut unter wilden Heidenstämmen verbreiteten, sei es durch aktive Missionsarbeit, sei es durch das gute Beispiel eines wahrhaft religiösen Lebenswandels, der den Heiden eine hohe Auffassung von der christlichen Lehre zu geben vermochte und manchen Eingeborenen zur wahren Kirche Gottes führte.

### Br. Sebastian RMM.

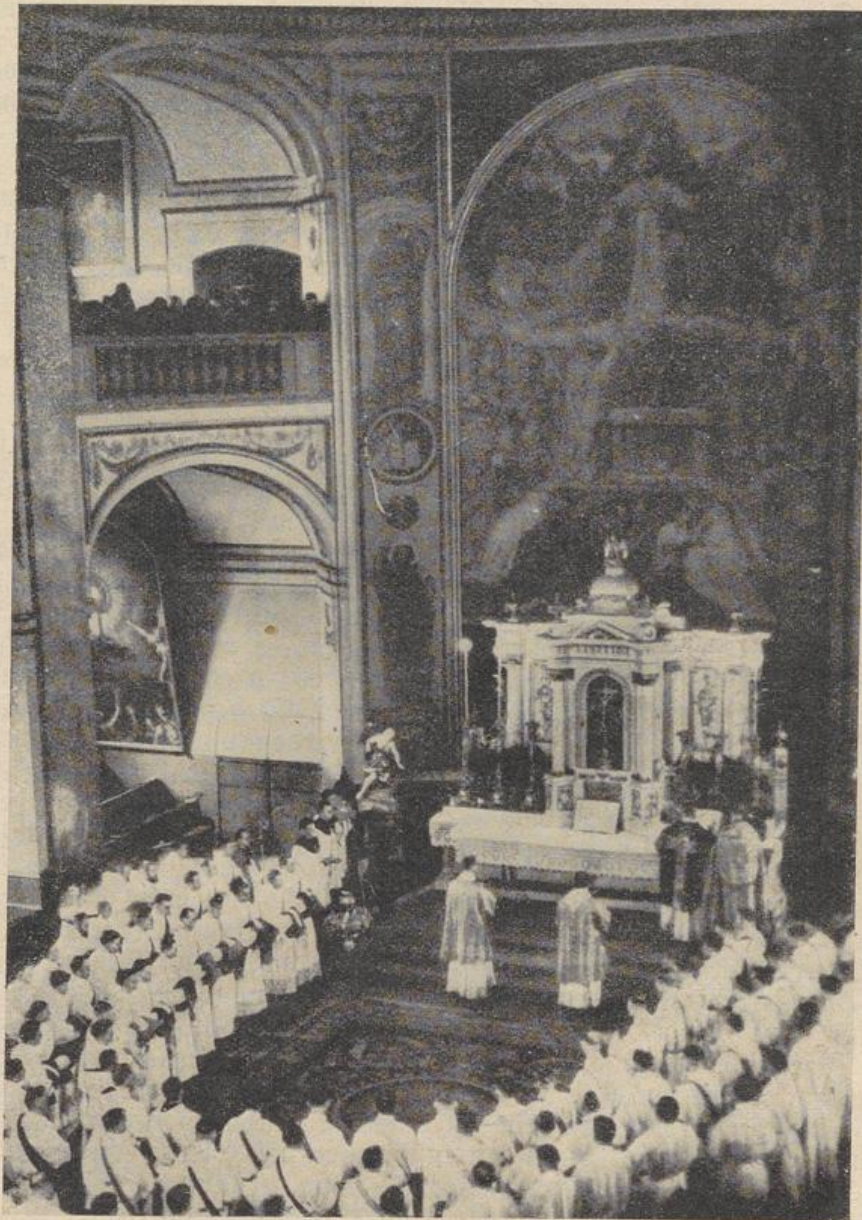
Der Landwirt Sebastian Gettrich aus Gerchsheim bei Tauberbischofsheim im schönen Badener Land geboren (1848), trat 40 Jahre alt in das strenge Trappistenkloster Mariannhill ein, dem damals noch Abt Franz Pfanner vorstand. Es war die Gründungszeit. Er wurde eingekleidet 1888, legte seine letzte Profess 1894 ab und starb im Herrn am 5. Oktober 1928 in Mariannhill. Ein Mitbruder erzählt uns aus seinem Leben.

Br. Sebastian war eine Marien-Seele im Gegensatz zu den geschäftigen Marthas, nicht als ob er nichts gearbeitet, nein, er war von früh morgens bis abends an der Arbeit und dies auch noch im hohen Alter; er erreichte 80 oder 81 Jahre. Seine Arbeit war ein fortwährendes Gebet. Dies war um so leichter, da er immer allein arbeitete; er machte und reparierte Zäune (Gehege, damit das Vieh nicht ausbreche) oder fällte Bäume. Er wollte allein sein, wenn oft Schwarze ihm helfen wollten einen Zenceposten zu tragen, nahm er das Anerbieten nicht an. So konnte er sich fortwährend mit Gott unterhalten und wie er das tat, konnte ich aus seinen Äußerungen ersehen. So sagte er, man muß für alle beten, Bischöfe, Priester, Ordensleute, Wohltäter, Heiden usw.; niemand darf ausgeschlossen werden. Als wir noch Trappisten waren, war es Sitte, daß die Brüder ihr Offizium am Arbeitsplatze beteten; Br. Sebastian behielt diesen Brauch bei bis zu seinem seligen Ende. Wo immer er war, betete er seine Tagzeiten auf den Knien, war es nun auf freiem Felde oder mitten unter Leuten. Er sagte immer, wenn man Gott vor den Menschen nicht bekennet, so wird auch er uns am jüngsten Tage nicht kennen wollen. Dadurch hat er den Schwarzen ein sehr gutes Beispiel gegeben; alle ehrten ihn wie einen Heiligen.

Daraus kann man ersehen, daß es nicht immer die unmittelbare Missionsarbeit ist, welche die Heiden bekehrt und die Bekehrten im Guten bestärkt, sondern daß Gebet und gutes Beispiel einen sehr großen Einfluß auf sie hat. Wie vielen wird er wohl die Gnade der hl. Taufe und die eines christlichen Lebenswandels erbeten haben; einst wird es offenbar werden. Als Ordensmann war er allen ein Vorbild ohne dabei überspannt zu sein. Besonders gerne diente er bei der hl. Messe. Es kostete ihm eine große Überwindung, als ihm dieses



untersagt wurde. Er hörte nämlich nicht gut und mit zunehmendem Alter verschlimmerte es sich so, daß er den Priester gar nicht mehr hörte, somit konnte er auch nicht mehr dienen. Nach außen verlief sein Leben so einfach, daß es nicht leicht zu beschreiben ist. — Tag für Tag



„Introibo ad altare Dei“  
Priesterweihe in der St. Michaelskirche in Würzburg durch Bischof  
Dr. Ehrenfried. Auf dem linken Flügel (Evangelienseite) die Schar  
der Mariannhiller

die nämliche Beschäftigung, fast keine Abwechslung. Mit der Umwelt hatte er kaum etwas zu tun, selbst nicht viel mit den eigenen Leuten; denn als Trappist war jeder mehr oder weniger für sich allein und



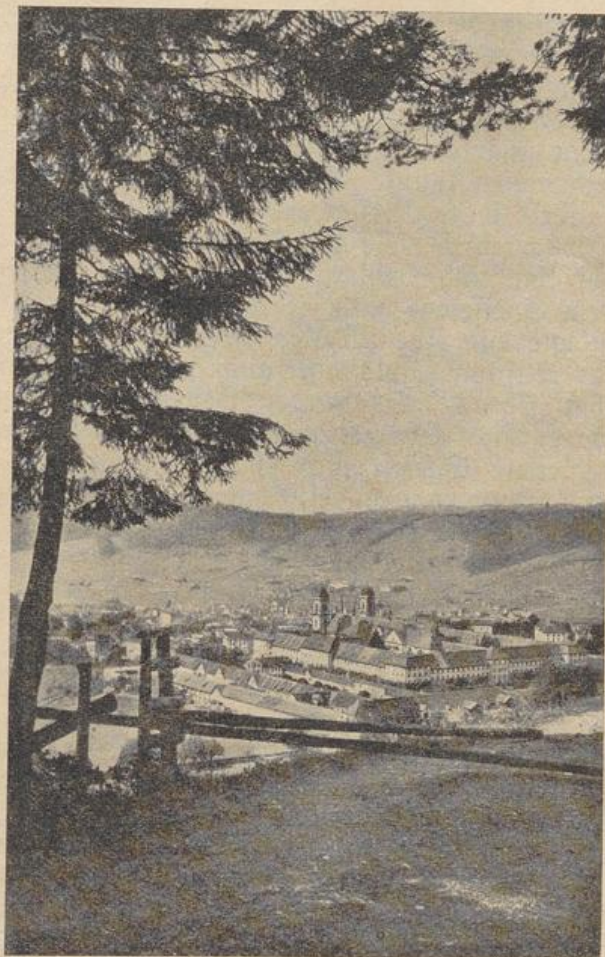
Später hörte er schlecht und war somit auch auf sich selbst angewiesen. Aber er fühlte dies wenig oder gar nicht; denn er hatte einen guten Gesellschafter — das Gebet mit Gott. Nur einmal passierte ihm etwas Außergewöhnliches, das ihm großen Kummer verursachte. Er arbeitete mit einem Schwarzen im Walde, einen schweren Baumstamm sägend. Da es an einem steilen Abhang war, kam dieser ins Rollen und tötete den Schwarzen. Br. Sebastian war trostlos, was man sich leicht vorstellen kann. Er betete viel für ihn, worauf ihm der Schwarze im Schlafe erschien und ihm bedeutete, daß er gerettet sei. Zum guten Glück hatte dieser kurze Zeit vorher die hl. Sakramente empfangen. Br. Sebastian war dann wieder vollkommen beruhigt. Er war 20—25 Jahre in Centocow, konnte aber dort seine Lebensstage nicht beschließen. Er wurde nach Mariannahill verbracht, um dort in Ruhe und bei guter Verpflegung seine letzten Tage zuzubringen. Er fühlte sich dort nicht glücklich; immer wollte er zurück nach Centocow. Es dauerte aber nicht mehr lange und er wurde in die ewige Heimat abberufen.

#### Br. Melchior RMM.

Br. Melchior war lange Jahre Schaffner in Emaus und im Josefsheim in Reichenau. Erst in den letzten Lebensjahren kam er nach Centocow, wo ich ihn kennen lernte. Er machte nicht viel Aufsehen von sich, sondern tat still und ruhig seine Pflicht als Feldschaffner. Sein Charakter war Milde und Sanftmut; ich habe ihn nie schimpfen oder zanken gehört mit Schwarzen und noch viel weniger mit seinen Mitbrüdern. Mit dieser seiner Tugend widerlegte er alle, die behaupteten, mit Schelten und Lärm machen bringe man es zu etwas und besonders bei den Schwarzen ginge es gar nicht anders. Er behandelte seine Leute gut, schaute auch, daß sie gut verköstigt wurden und seine Schwarzen hinwieder machten ihm keinen oder wenig Trubel. So war Ruhe und Frieden auf der Station und Gottes Segen begleitete seine Arbeiten. So viel ich herausfinden konnte, war er Schaffner nicht aus Neigung, sondern aus Gehorsam und wenn es möglich gewesen wäre, hätte er seinen Posten niedergelegt, um auf diese Weise von dem zerstreuenden und mit viel Unannehmlichkeiten verbundenen Schaffnerberufe los zu werden und sich mehr Gott hinzugeben, aber da er dem Willen Gottes nicht entgegen sein wollte, so trug er geduldig seine Bürde und ließ auch niemals eine Klage darüber laut werden. Dadurch hat er sich ohne allen Zweifel ein sehr großes Verdienst erworben. Seine letzte Krankheit ertrug er mit vorbildlicher Geduld; er war auch der erste, bei dessen Tode ich zugegen war. Es war an einem Sonntagmorgen. Er saß auf seinem Bette, während die Krankenschwester die Sterbekreuze hielt und ihm Stoßgebeten vorbetete. Ob er sie noch verstand, konnte ich nicht erkennen, er atmete nur leise, die Augen waren bereits starr — noch eine Bewegung der Lippen und er war hinübergegangen. Man kann im vollen Sinne des Wortes sagen: Er ist eingeschlafen. Mit ihm war einer der Besten verschieden. Mehr kann ich von diesem Bruder nicht schreiben, der, wie schon erwähnt, nichts Außergewöhnliches geleistet hat und was seinen Gottesverkehr betrifft, so ließ er niemals etwas laut werden und wir müssen warten bis wir drüben sehen werden, wie er hierin groß gewesen ist in Bezug auf seine eigene Seele als auch auf jene der Schwarzen. Auf jeden Fall war er eine verborgene Perle.



Wer hätte je gedacht, daß Centocow bestehen kann ohne Br. Eduard und doch ist alles möglich. Anfangs schien es wohl mehr oder weniger unmöglich, besonders bei den Schwarzen, aber nach und nach gewöhnte man sich daran und jetzt nach mehr als 13 Jahren wird er selten auch nur bloß erwähnt. Es ist nun einmal so auf dieser Erde, macht aber auch nicht viel, wenn's so ist. Der Gedanke, daß über uns einer ist, der keinen vergift, wiegt das Vergessenwerden diesseits tausendmal wieder auf. Da es aber für die Mit- oder Nachwelt von Nutzen sein kann, ein wenig von den Mühen und Arbeiten der alten Missionspioniere unter den Brüdern zu hören, will ich versuchen, von einigen derselben, die ich persönlich kannte und mit welchen ich viele Jahre zusammen lebte, ein kleines Bild zu entwerfen. Da muß wohl Br. Eduard erwähnt werden. Er war ja, und ist es auch jetzt noch, für die schwarze Bevölkerung einfach fast unersetzlich. Er war von einem lebhaften Temperament; immer auf den Beinen und beschäftigt, Mühsigang war ihm einfach unbekannt. In der Klostergemeinde besorgte er den Haushalt; er war die Hausmutter.



Die schöne Schweiz:  
Kloster Einsiedeln 1000 Jahre alt. Hier findet  
der diesjährige Christkönig-Kongreß statt

Den Speisesaal sowie den Schlaffaal rein halten, den Tisch decken und abräumen, Geschirr spülen, die Kleider flicken und in Ordnung halten, das waren seine täglichen Beschäftigungen. War jemand krank, so war er besorgt um ihn wie kaum ein zweiter. Zu diesen häuslichen Arbeiten kam noch der Sakristandienst und das Läuten, beides machte ihm eine besondere Freude. Immer war er an der Stelle und es hat kaum von seiner Seite eine Unordnung gegeben während all der langen Jahre, in denen er diesen Dienst inne hatte. Damit war aber seine Tätigkeit noch lange nicht beendet. Da mußte das Blumengärtchen in Ordnung gehalten werden oder frisch umgegraben und bepflanzt wer-



den; sauber und ordentlich mußte alles sein, so daß sich die Brüder wohl und heimisch fühlten nach getaner Arbeit oder am Sonntagnachmittag. Dann war ein großer Friedhof zu pflegen und von Unkraut frei zu halten, die Gräber zu bepflanzen und zu begießen, Weihwasser zu besorgen; das hat den guten Bruder nicht bloß einige Stunden, sondern viele unter Schweiß gekostet und alles ohne Klagen und Murren. In der That, er zeigte hier denselben Eifer wie in der Kirche oder im Haus, in der Krankenpflege bei den Brüdern oder bei den Schwarzen.

Wer in seinem Friedhof war, den glaubte er gerettet — möge er sich nicht getäuscht haben. Wohl das größte und verdienstvollste Werk war die Krankenpflege unter den Eingeborenen, die auch seine Mühe und Liebe schätzten. Er hatte keinen Feind, obwohl er sie auch ordentlich zurechtweisen konnte, aber sie wußten und fühlten, daß er aus Liebe gehandelt hatte. Besonders zeigte sich dieses nach seinem Tode, wo die Schwarzen so viele hl. Messen für ihn lesen ließen, wie wohl noch keiner vor ihm und wohl auch keiner mehr nach ihm bekommen wird. Neben dem Speisesaal hatte er einen Raum für seine Kranken, wo er sie versorgte wie eine Mutter ihre Kinder. Meistens waren es Buben aus der Missionschule, aber auch von auswärts wurden hie und da einige zu ihm gebracht. Es werden wenige Sonntagnachmittage vergangen sein, wo er nicht seine Krankenbesuche in den Kraals machte. Br. Liberatus begleitete ihn oft und so wurde, nachdem die Taschen mit Eßwaren und Früchten wohlgefüllt waren, der Rundgang angetreten. An Werktagen wurde er auch öfters gerufen. Medicinen gab er in Mengen aus; Hausmittel waren es nur, aber die Leute hatten Vertrauen und mehr brauchte es nicht.

Aus dem wenigen, das ich erwähnte, kann man sehen, daß das Wirken des Br. Eduard unserer aller Nachahmung verdient. Er war eine Marthafseele im vollen Sinne des Wortes und vernachlässigte dabei doch nicht seine religiösen und klösterlichen Pflichten; früh morgens weckte er und abends ging er als letzter aus der Kirche. Die Krone setzte er seinem Wirken auf, indem er sein Leben als Opfer seines Berufes hingab. Es kam die schwere Zeit der Influenza. Allenthalben gab es Kranke und Sterbende und Br. Eduard half, wo er konnte, sich selber gänzlich vergessend, bis auch er an die Reihe kam. Als man es merkte und den Arzt holte, war es schon zu spät. Er konnte bloß noch feststellen, daß der Todeskeim schon zu weit um sich gegriffen hat und daß an eine Rettung nicht mehr zu denken sei, so dauerte es auch nicht mehr lange, bis er sein Opfer vollendet hatte. Da die Krankheit ansteckend war, durfte außer Br. Gerold, der ihn pflegte, niemand zu ihm. Aufgebahrt wurde er im Sterbezimmer vor dem Fenster, so daß die Leute ihn noch einmal sehen konnten, es kamen auch sehr viele, wie auch zu seinem Begräbnis. Nun ruht er unter seinen Toten und erwartet mit ihnen den Tag der Auferstehung. R. I. P.

N. B. Br. Eduard war auch ein großer Missionar; er muß weit über 100 Kinder getauft haben, wie viele weiß ich nicht mehr. Hatte er wieder eines erobert, so betete er es zu Tode, wie wir sagten, d. h. er betete, daß Gott es zu sich nehme und somit für immer gerettet sei. Er wußte nur zu gut, daß viele solcher Kinder, wenn sie wieder gesund werden in schlechte Gesellschaft kommen und entweder daheim oder auswärts verdorben werden. Er hat auch vielen die Gnade erbeten, in ihrer Unschuld ins andere Leben hinüberzugehen.



## *Zeige uns dein Reich!*

### VIII.

Wir haben einen König nach göttlichem Ideal, in vollendeter, höchster Vollkommenheit! Wir sind seine geborenen Untertanen, sein Volk und Eigentum, Teil und Mitbesitzer seines Reiches. Wir dürfen und müssen ganz für ihn leben. Das ist die Bedingung unseres allseitigen Wohlbestandes. Die vornehmste Pflicht unseres Erdendaseins! — In der weltweiten Verkündigung dieser Wahrheit an alle Menschen besteht auch die ganze Reich Christi-Mission der katholischen Kirche seit 1900 Jahren und bis ans Zeitende . . .

Doch wann leben wir tatsächlich für Christus, unseren König? Wenn wir an ihn als den Gottessohn und Weltenkönig glauben. Wenn wir jedem Worte aus seinem Munde unbedingten Glauben schenken. Wenn wir ausnahmslos alles glauben, was seine Kirche uns von Christus lehrt. Wenn dieser Glaube unser Denken erfüllt, unser Reden dirigiert, unser Tun und Lassen nicht bloß beeinflusst, sondern entscheidet und beherrscht! Insbesondere müssen wir alles, was der König uns von seinem Reiche in den hl. Evangelien persönlich lehrt, gläubig annehmen, wohl überlegen, tief beherzigen und in allem praktisch anwenden.

Wir leben tatsächlich für Christus, wenn wir volles Vertrauen auf ihn setzen, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden. Wenn wir seine großen Verheißungen nie vergessen und seine persönliche Nähe, namentlich im hl. Sakramente, zum Felsen unserer Hoffnung machen!

Vor allem aber, wenn wir Christus unseren König in Wirklichkeit lieben! Das geschieht durch treue Hingabe an seinen Willen und an seine Wünsche. Durch Selbstverleugnung und stete Bereitwilligkeit, „alles Böse zu lassen und zu hassen, — alles Gute zu lieben und zu üben, — alles Üble zu leiden, — wenn nicht mit Freuden, — dann doch in Christo ergebener Geduld!“

Das ist der Untertanentribut, den wir unserem König schulden und in treuer Nachfolge zahlen. — Damit aber ist das „Reich Gottes schon wahrhaft zu uns gekommen!“ — Damit erlangen wir auch die Fähigkeit, „die Geheimnisse des Reiches Christi zu verstehen“ — seine äußere Größe zu ahnen und seine innere Fülle zu verkosten. Wenn immer wir unserem König guten Willen zeigen, so zeigt er uns auch mehr und mehr sein Reich!



## Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling, RMM.

**Firmung auf der Missionsstation St. Agidius am Sambesi:** Am 22. April dieses Jahres feierte die neugegründete Missionsstation St. Agidius bei Wankie am Sambesi ein schönes Fest. Der Apostolische Präsekt von Bulawayo, Monsignore Ignatius Arnoz RMM., erteilte 59 Eingeborenen die hl. Firmung. Mehrere Hundert katholische Eingeborene, die in den Kohlengruben von Wankie arbeiten, hatten es sich nicht nehmen lassen, ihren Oberhirten, der nachts zwei Uhr mit der Bahn in Wankie eintraf, auf dem Bahnhof feierlich zu empfangen und ihn mit einem Liede zu begrüßen. Von der Firmung selbst sagten die in Wankie ansässigen Europäer: „It was an impressive Ceremony!“ (Es war eine eindrucksvolle Feier!) Keiner von den Weißen hatte gewußt, daß so viele schwarze Katholiken in den Bergwerken arbeiten. Deshalb waren auch alle erstaunt, als am Tage der Firmung, einem Sonntag, bei der feierlichen Einholung des Apostolischen Präsekten zum Gottesdienst über 300 Erwachsene an der Prozession teilnahmen, dabei die größte Ordnung hielten und schöne Lieder sangen. — Nach der hl. Firmung weihte Monsignore Arnoz auch noch eine Glocke. Diese war mit dem Gelde, das durch freiwillige Spenden der schwarzen Christen zusammengekommen war, gekauft worden. Am gleichen Tag hielten auch die ersten Missionschwestern vom kostbaren Blut in St. Agidius ihren feierlichen Einzug. — P. A. Hoze RMM., der Missionar des neuen Vorpostens der katholischen Kirche an den Ufern des Sambesi schrieb uns am 12. Mai unter anderem: „St. Agidius wurde erst im vergangenen August eröffnet. Wo vor einem Jahr noch Urwald war, wohnt nun der Heiland in einer Lehmhütte, erschallt jetzt Gotteslob aus Heidenfehlen. Viele hatten noch nie einen weißen Missionar gesehen und ranneten entsetzt davon, als ich das erstemal hier Umschau hielt. Unser guter Br. Agidius hat sich hier den Tod geholt. Wir hoffen, daß er im Himmel ein guter Fürsprecher für uns ist.“

**Taufe auf der Außenstation Mdumezulu:** P. Geribert Gohhein RMM., der als Missionar in Mariannhill selbst tätig ist, taufte am Karfreitag auf einer der bedeutendsten Außenstationen der großen Missionszentrale Mariannhill, in Mdumezulu, 80 Katechumenen.

**Erstkommunion in St. Michael:** Auf der Missionsstation St. Michael, die gegenwärtig unter der Leitung des hochw. P. Paulinus Müller RMM. schöne Erfolge zu verzeichnen hat, empfangen am Weißen Sonntag 145 Kinder und Erwachsene die erste hl. Kommunion.

**Kirchweihe am indischen Ozean:** Der Apostolische Vikar von Mariannhill, Se. Erzellenz, der hochw. Herr Bischof Adalbero Fleischer RMM., weihte am 18. April dieses Jahres auf der neugegründeten Missionsstation „St. Franziskus am See“ hart am indischen Ozean, bei der Bahnstation Melville, eine Kirche ein. Da dort die Kapuzinerinnen der ewigen Anbetung, die Bischof A. Fleischer unlängst in sein Vikariat berief, ihr Kloster haben, wurde die Kirche zu Ehren „Unserer Lieben Frau vom allerheiligsten Sakramente“ und zum Andenken an den be-





Primizfeier des Hochw. P. Ambrosius Herget, RMM. in der altberühmten  
Münsterkirche von Salem

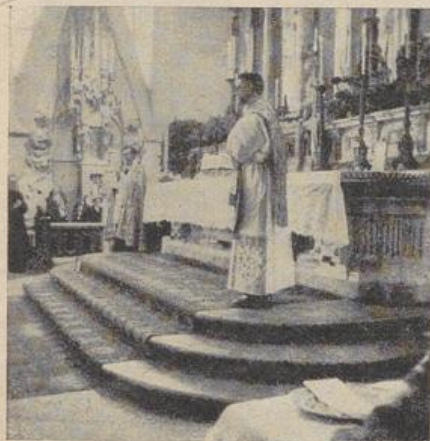
kannten verstorbenen Bruder Martin von Mariannhill, dessen Bruder eine große Summe beisteuerte, dem hl. Martinus geweiht. Gleichzeitig wurde auch der nun endgültig fertig gestellte Konvent der Kapuzinerinnen eingeweiht.

**Firmung auf den Missionsstationen Einsiedeln und St. Bernhard:**  
Se. Exzellenz, der hochwürdigste Herr Bischof A. Fleischer spendete kürzlich auf der Missionsstation Einsiedeln 78, und auf der Missionsstation St. Bernhard 100 Eingeborenen das hl. Sakrament der Firmung. Bei seiner Abschiedspredigt in Einsiedeln lobte der hohe Herr unter anderem die dortigen katholischen Frauen und Mädchen, daß sie



sich zu seiner großen Freude ganz nach den Vorschriften der hl. Kirche kleiden und das beste Beispiel des christlichen Anstandes geben würden.

**Firmung in Ost-Griqualand:** Über Ostern unternahm der Apostolische Präfekt von Umtata, Monsignore Emanuel Hanisch RMM., eine Firmungsreise durch den nördlichen Teil seines großen Missionsgebietes, und besuchte die Missionsstationen, die der Drakensbergkette entlang liegen. Am hl. Osterfest erteilte der hohe Herr auf der Missionsstation Maria-Linden 230 Eingeborenen das hl. Sakrament der Stärkung und Vollendung. Auf den Weißen Sonntag wurden von ihm auf der Missionsstation Far-View 130 Christen durch die hl. Firmung zu



Primiz in der Münsterkirche  
des Klosters Salem

Soldaten und Kämpfern unseres Königs Jesus Christus gesalbt und am 2. Sonntag nach Ostern stärkte Monsignore E. Hanisch auf der Missionsstation Maria-Zell 160 Christen durch die Spendung der hl. Firmung zum Kampfe wider alle Feinde des Heiles.

— Die Eingeborenen des Ost-Griqualandes verlangen sehr darnach, die Wahrheiten unserer hl. Religion kennen zu lernen und wünschen trotz der schlechten Zeit und der traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse, daß ihre Kinder eine gute Schulbildung und Erziehung erhalten. Und viele Eltern bringen, um ihren Kindern eine gute Schulbildung verschaffen zu können, äußerst große Opfer.

Auf der Station Maria-Zell wurde im Jahre 1931 auf Anraten der Regierung zum dortigen Lehrerseminar auch noch ein Hochschul-Kurs eröffnet. Bei der Eröffnung waren es acht Studenten, heute gehören schon 32 Studenten dieser Hochschulkasse an. Aus diesem Grunde muß auch ein neues Gebäude errichtet werden. — Es suchen täglich auch so viele Kranke von nah und fern auf der Missionsstation Hilfe, daß man ebenso an den Bau einer größeren Armen-Apotheke und Krankenbehandlungsstube denkt.

**50 jähriges Jubiläum des Mariannhill St. Franziskus-Kollegs:** Am Sonntag, den 13. Mai wurde in Mariannhill das goldene Jubiläum des von Abt Franz ins Leben gerufenen St. Franziskus-Kollegs gefeiert. Das Fest konnte, da das Wetter vorzüglich war, ganz programmäßig begangen werden und nahm einen eindrucksvollen Verlauf. In der St. Josephs-Missionskirche fand der feierliche Festgottesdienst statt. Se. Erzellenz, Bischof Fleischer zelebrierte ein Pontifikalamt. Dazu marschierten die Zöglinge des Kollegs in ihrer einheitlichen Schuluniform mit ihren Fahnen und ihrer Musikkapelle in die Missionskathedrale. Die Festpredigt hielt der Eingeborenen-Priester, der hochw. Dr. Eduard Nganga, der im Jahre 1884 bei der Eröffnung der Schule einer der ersten Schüler war. Der Prediger gedachte auch in zu Herzen gehenden Worten des hochseligen Gründers von Mariannhill, des großen Apostels, Abt Franz Pfanner, und sagte unter anderem: „Alle Schüler, die zur Zeit der Gründung das Kolleg besuchten, können



bezeugen, daß es seiner Zeit keinen einzigen Wanderer und keinen einzigen Hungrigen gab, der in diesem hl. Hause nicht mit Liebe aufgenommen, gepflegt und verköstigt worden wäre. Das war für die Eingeborenen der beste Beweis von der Wahrheit des Glaubens, den Abt Franz und seine Mitapostel den Eingeborenen verkündeten. Die Wahrheit der Religion offenbarte sich durch die Werke der Nächstenliebe.“ Zum Schluß seiner Predigt forderte der Redner die Gläubigen auf, sowohl Gott, als auch den Missionaren gegenüber recht dankbar zu sein und für die Länder zu beten, die ihnen die Missionare schicken und noch immer schicken. Am Nachmittag fand in der Aula des Kollegs auch eine außerkirchliche Feier statt. Dabei ergriffen nach dem hochwürdigsten Herrn Bischof A. Fleischer auch einige von den vielen hohen Festgästen das Wort. So sprach unter anderen der Hauptschulinspektor aller Schulen Natal's, Mr. J. D. Hugo, mit warmen Worten über die gute Erziehungsarbeit, die im St. Franziskus-Kolleg in den 50 Jahren seines Bestehens schon geleistet worden sei. Auch Mr. Mc. Malcolm, der Hauptinspektor der Eingeborenen-Schulen in Natal hielt eine bedeutende Rede und betonte vor allem, daß das Mariannhiller Kolleg seine Studenten fürs Leben erziehe, weil es von Anfang an nicht bloß auf die geistige Auszubildung schaute, sondern auch auf die Handarbeit großen Wert legte und vor allem auf die Herzens- und Charakterbildung der Schüler hinarbeitete. Mr. Thomas Carey B. A. gedachte in seiner Rede in besonderer Weise des hochw. P. Bernard Huß, der von 1915—1930 das Kolleg als Direktor mit kluger Umsicht und großem Erfolg leitete, sowie der verstorbenen Schwester Ignatia CPS., die sich als Lehrerin am Kolleg allgemein einer großen Beliebtheit erfreute. — Bei den Jubiläumsfeierlichkeiten wurde auch der großen Verdienste gedacht, die sich zwei Mariannhiller Brüder um das Kolleg in langjähriger treuer Pflichterfüllung erworben haben. Die beiden Veteranen, Bruder Felix und Bruder Marzissus standen fast von Anfang an im Dienste des Kollegs und sorgten für die Schüler wie gute Väter und Mütter. Bruder Felix, der kürzlich erst krankheits halber abgelöst werden mußte, hat nicht weniger als 47 Jahre eine verantwortungsvolle Stelle im Kolleg inne gehabt. — Möge das Mariannhiller St. Franziskus-Kolleg auch weiterhin blühen und recht vielen jungen Eingeborenen eine gute Bildung und Erziehung fürs Leben und zum Wohl des ganzen braunen Volkes in Südafrika gewähren.

---

Wie der irdischen Mutter das leidende Kind das liebste ist, so wendet Maria die Fülle ihrer Liebe und Barmherzigkeit den Heiden zu, erfleht ihnen von ihrem Sohne die Bekehrung, weckt Missionare und opfermutige Helfer daheim und draußen, damit die Nacht des Leidens, der Unwissenheit und des Todes sich wandle in die Morgenröte der Erlösung.

B. Danzer, OSB.

Wenn du ein wahrer Christ sein willst und deinen Heiland lieb hast, darf es dir nicht gleichgültig sein, ob tausend Millionen ihn kennen oder nicht, seinen Namen fluchen oder ihn segnen. Erkenne deine Missionspflicht!

---



# Was unsere Missionare erzählen

Von P. Otto Heberling

P. Bernard Huß RMM. schrieb unlängst für die „Fides Korrespondenz“ in Rom einen Brief an den hochw. Herrn Mc. Gurfin. In der Übersetzung lautet das Schreiben folgendermaßen:

Lieber hochw. Vater Mc. Gurfin!

Ihren lieben Brief vom letzten Februar, sowie die jährliche Vergütung habe ich erhalten und danke Ihnen vielmals dafür. Es war mir nicht möglich, anfangs April einen Bericht zu schicken, weil ich den ganzen Monat März auf Reisen war und daher keine Zeit zum Schreiben fand. Heute wage ich auch einmal über mich selbst zu schreiben, obwohl das das letzte Ding in der Welt ist, worüber man schreiben sollte. Ich wünsche nur, Ihnen einen kleinen Einblick in meine Arbeit zu gewähren, auch wenn diese ganz uninteressant wäre, und Ihnen meinen guten Willen zu zeigen.

Anfangs März verließ ich die Missionsstation Mariazell und versuchte mit dem Auto die kleine Stadt Matatiele, unsere 32 Meilen entfernt liegende Bahnstation, zu erreichen. Nach der langen Trockenheit war die Straße durch starke und anhaltende Regenfälle praktisch unfahrbar geworden. Deshalb benötigte ich auch nicht weniger als 8 Stunden zu den 32 Meilen. Ich mußte vier Ochsengespanne zu Hilfe nehmen, um jedesmal, wenn ich im Schlamm stecken geblieben war, wieder heraus und voranzukommen. Ein Ochsengespann bestand aus 18 Ochsen. Saß mein Auto in einem Morastloch fest und versuchte ich, es herauszubringen, versank es immer tiefer, bis mich ein weißer Farmer mit seinen Ochsen rückwärts herauszog. Ein Gespann, das freundliche Eingeborene brachten, zog mich aus einem angeschwollenen Fluß heraus. Von Matatiele fuhr ich mit der Bahn nach Johannesburg, wo ich einigen Gruppen gebildeter Eingeborenen mehrere Vorträge zu halten hatte. Von Johannesburg reiste ich nach Betschuanaland. Ich war vom hochw. Herrn Bischof Mehning, dem Apostolischen Vikar von Kimberley gerufen worden, um ihm bei der Errichtung einer Landwirtschaftsschule behilflich zu sein. Im Betschuanaland stößt die Missionsarbeit auf die allergrößten Hindernisse. Die Häuptlinge haben dort noch große Macht und wollen, da sie in der Vergangenheit die ewigen Sektenstreitigkeiten gesehen haben, nur noch eine Sekte zulassen. Die katholische Kirche begann in dieser Gegend viel später als die Protestanten die Missionierung. Daher ist sie durch den Beschluß der Häuptlinge von jeder Arbeit in den ‚Reserves‘ ausgeschlossen. Aus diesem Grunde kaufte Bischof Mehning in dortiger Gegend eine Farm. Diese wird von der Kap-Rhodesia Eisenbahnlinie durchquert. An dieser Bahnlinie bei der Station Khale eröffnete er nun auf eigenem Grund und Boden eine Missionsstation mit einer Schule.

Um den Eingeborenen zu zeigen, daß die katholische Kirche auch auf ihr materielles Wohlergehen bedacht ist, sandte der Missionsbischof unter anderen Dominikanerinnen auch eine Schwester hin, die geprüfte Krankenpflegerin ist, damit sie alle Kranken der ganzen Gegend aufsuche und ihnen helfe. Ebenso wurde ein Missionsarzt von Bischof Mehning in Khale stationiert. Überdies will der hohe Herr auch eine Landwirtschaftsschule eröffnen, um die jungen Betschuanas zu guten Bauern heranzubilden. Die Regierung





Gruppe heidnischer Eingeborener

gab ihre Zustimmung zur Eröffnung der Landwirtschaftsschule und versprach etwas Unterstützung. Ich soll nun den Lehr- und Stundenplan für diese Schule ausarbeiten.

Als ich wieder nach Johannesburg zurück kam, wurde ich von den leitenden Stellen der Universität gebeten, mich nach Potchefstroom (einer Stadt, 90 Meilen entfernt), zu begeben, um dort die Lage von 800, äußerst verarmter Eingeborenen zu untersuchen und ihnen zu zeigen, wie sie sich selbst helfen und ihre Lage verbessern könnten. Ich tat, was ich konnte und gewann in Potchefstroom einige gute Europäer, die den armen Eingeborenen



jetzt helfen. Diese guten Weißen baten mich, bald wieder zu kommen, um erneut nach den Eingeborenen zu schauen.

Nach Mariazell zurückgekehrt fand ich einen Brief von Uganda vor, worin man mich ebenfalls um meinen Rat und um Vorschläge bat, wie man am besten eine Landwirtschaftsschule dort einrichte. In einem Brief von der Mission im Gebiet von Belgisch-Kongo wurde Auskunft verlangt über die Tätigkeit der Vereinigung katholischer Afrikaner (C. A. U.). Einige meiner Bücher werden für die Eingeborenen am Kongo ins Französische übersetzt. Durch einen anderen Brief erhielt ich die Einladung, Ende Juni nach Groß-Zimbabwe zu kommen, um dort bei der südrhodesischen Missionskonferenz ein Referat zu halten.

In der ersten Juliwoche muß ich bei der Konferenz der C. A. U. des Vikariates Natal in Newcastle mehrere Vorträge halten. Außerdem liegen noch mehrere andere Einladungen vor.

Damit haben Sie nun einen kleinen Einblick in das Leben eines Missionars erhalten! (Folgt noch der gewöhnliche Brieffschluß.)

Wir wünschen, daß der liebe Gott den sozialen Volksmissionar Bernard Huß noch lange gesund erhält und ihm stets neue Kraft verleiht, zum geistigen, seelischen und leiblichen Wohl der Eingeborenen Südafrikas noch viele Jahre segensreich wirken zu können.

## Marianisches aus Südafrika

Mit Ankunft der katholischen Kirche auf der Südspitze Afrikas vor etwa 90 Jahren erhielt der Maimonat allmählich seine besondere Auszeichnung: marianischen Charakter! War der süße Name der heiligsten Jungfrau ehemals auf der südlichen Halbkugel völlig unbekannt, so hat sich inzwischen hierin eine glückliche Wandlung vollzogen. Die Weissagung der demütigen Jungfrau des Herrn erfüllt sich vor unseren Augen mehr und mehr auch in ganz Afrika. Alle Geschlechter des dunklen Erdteils preisen sie selig. Vom Kap zum Sambesi, durch das Uganda- und Kongogebiet bis Chartum und Kairo steigen Millionen Abo zum Himmel empor. Fast alle Bantustämme kennen nun ihre höchste Inkosikazi (Königin) und schauen bewundernd zu Maria auf. In mehr als hundert afrikanischen Sprachen ertönt das Lob der Himmelskönigin und schallt ihr Preis in tausend Liedern. Von der Goldküste bis Sansibar wächst ihr Reich.

Bald sind es volle hundert Jahre, daß es still und unvermerkt durch das Tor des Südens einzog. Nach drei Sommern — 1937 — feiert nämlich Kapstadt bereits das Centenarium seiner Gründung als erstes Vikariat diesseits des Äquators. Dort, am Fuße des gewaltigen Table-Mountain steht die erste Marienkirche. St. Marys Cathedral grüßt alle Seefahrer am Kap der guten Hoffnung. Von hier aus drang die marianische Freudenkunde von Port zu Port bis ins Innerste des Landes. Die Gnadenmittlerin schritt segenspendend durch das Gebiet der Heiden und immer reichlicher sprossen die Früchte ihrer Mission!

Eine Zeitschrift nannte bereits im vorigen Jahr die lange Reihe der Pro-Cathedralen, Missionskirchen und größeren Kapellen des heutigen



Südafrika, die unter irgend einem Titel der heiligsten Gottesmutter geweiht sind in jedem der bald 25 Apostolischen Vikariate und Präfecturen. Hier nun eine Ergänzung und übersichtliche Zusammenstellung aus dem Mariannhiller Vikariat und den Präfecturen Umtata und Bulawayo mit Betschuanaland, wo unsere Missionare in Arbeit stehen. Dem Stationsnamen wird der marianische Titel und die ungefähre Gründungszeit der einzelnen Plätze beigelegt.

Mariannhill gegründet 1882: die Klosterkirche Maria der Himmelskönigin geweiht. Maria-Sal gegründet 1887: der Schmerzensmutter geweiht. Einsiedeln gegründet 1887: erhielt den Namen von Maria-Einsiedeln, Schweiz. Lourdes gegründet 1888: der Unbefl. Empfängnis geweiht. Otting gegründet 1888: U. Lb. Frau von Otting geweiht. Revelaer gegründet 1888: der Trösterin der Betrübten geweiht. Ratschitz gegründet 1889: Maria sieben Schmerzen. Eine Nebenstation St. Maria. Maria Zell gegründet 1894: erhielt den Namen von Maria Zell in Steiermark. Centocow gegründet 1894: erhielt den Namen von Czenstochau in Polen. Mit drei Kapellen: Maria Loretto, Verkündigung und Immerwährende Hilfe. Maria Selgte gegründet 1895: Mutter der Schmerzen. Maria Hilf gegründet 1895: Immerwährende Hilfe. Clairvaux gegründet 1896: Mutter vom Guten Rat. Maria Trost gegründet 1896: Trösterin der Betrübten. Maria Linden gegründet 1898: erhielt den Namen vom gleichnamigen Gnadenort. Maris-Stella gegründet 1901: Unbefleckte Empfängnis. Umsinini gegründet 1903: Königin des Friedens. Himelberg gegründet 1910: Mater Dolorosa. Sedes Sapientiae, das Seminar für eingeborene Priester bei Maria-Sal gegründet 1925: Maria, dem Sitze der Weisheit geweiht. Park Rhynie gegründet 1925: Maria von den Engeln. St. Joseph gegründet 1927: Kloster der eingeb. Brüder mit einer Außenkapelle St. Maria. Flagstaff gegründet 1927: drei Außenkapellen: Immerwährende Hilfe, Unsere Mutter und Maria Königin der Herzen. Bizana gegründet 1929: dem Hl. Geiste geweiht, besitzt sogar sieben marianische Außenplätze: Königin der Engel, Morgenstern, Königin des Friedens, Königin der Märtyrer, Mutter der Gnaden, Braut des Hl. Geistes und Maria, Himmelspforte! Melville gegründet 1932: Unsere Lb. Frau vom heiligsten Sakramente. Bulawayo Pro-Cathedrale: Unbefleckte Empfängnis. St. Michael, Missionsstation in Natal, die älteste katholische Station, wurde bereits 1856 den Oblaten der Unbefl. Empfängnis zugewiesen und 1890 von den Mariannhillern übernommen, gründete ebenfalls eine Außenkapelle der Unbefleckten.

Seit einem halben Jahrhundert wurden also im Mariannhiller Missionsgebiete allein rund 40 Plätze, Kirchen und Kapellen der Gottesmutter geweiht. Darunter die Zentralen Mariannhill, Lourdes und Bulawayo.

Ähnlich in den 20 übrigen Vikariaten und Präfecturen von Südafrika. Das Reich der Gnadenkönigin wächst nach allen Richtungen.

Marianische Sodalitäten für die weiße und farbige wie eingeborene Jugend wurden im jüngsten Jahrzehnte viele gegründet wie z. B. in Durban, Pietermaritzburg, Mariannhill, Port Shepstone, Bulawayo usw.



Jede katholische Missionsstation, Kirche und Kapelle kann eine Gnadenstätte genannt werden. Denn wo immer das hl. Meßopfer dargebracht, heilige Sakramente gespendet, Gottesdienst gehalten, der Glaube gepredigt und regelmäßig gemeinschaftlich gebetet wird, wächst der Gnadenhaß Tag für Tag in vielen Seelen. Wo überdies die hehre Mittlerin aller Gnaden in besonderer Weise verehrt und angerufen wird, verdoppelt sie den himmlischen Schatz.

Ein südafrikanischer Missionsbischof widmete darum in seinem diesjährigen Hirtenschreiben an die weißen und schwarzen Schäflein seiner Herde der gebenedeiten Gottesmutter u. a. folgende treffliche Worte:

„Eine aus dem Menschengeschlecht ist so hochgestellt über alle anderen und weltweit über alles erhaben, auch die Engel und jegliche Kreatur, ganz nahe am Throne der heiligsten Dreifaltigkeit! Es ist Maria, die Gebenedeite unter den Frauen!

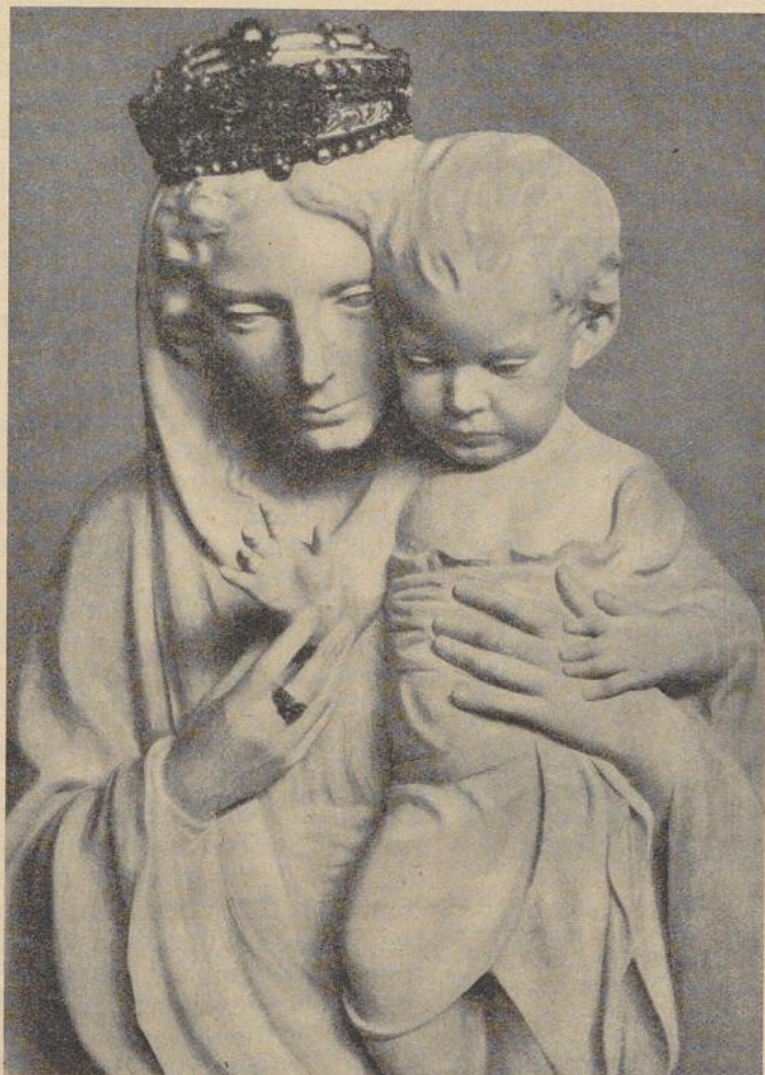
Sie ist das edelste Bild reinen Menschentumes und das vollkommenste Nachbild ihres göttlichen Sohnes in seiner Opferliebe bis in den Tod. Obwohl frei von der Erbschuld und jeder anderen Sünde, makellos und gnadenvoll, ging sie dennoch den Weg der Buße und der Schmerzen ihr ganzes Leben hindurch. Unter dem Kreuze des Welterlösers stehend, opferte sie ihren göttlichen Sohn und litt mit ihm alle seine Peinen. So wurde sie die Miterlöserin der verlorenen Söhne Adams. — Wir sündige Kinder Evas sollen zu ihr emporschauen und ihren Fußstapfen folgen. So gelangen wir zu Jesus und empfangen von ihm überfließende Erlösung.

In unseren Tagen raft ein solcher Streit zwischen den Mächten der Hölle und des Gottesreiches auf Erden, daß es scheint, als ob alle bösen Geister dem Abgrunde entstiegen seien. Aber auch der Himmel ist offen und schaut hernieder auf den gewaltigen Geisterkampf zwischen Erde und Hölle und sendet hilfreich seine heiligen Engel zur Rettung der Menschenseelen. Über alle erhebt sich Maria, die Himmelskönigin, gesandt, der Schlange das Haupt zu zermalmen. —“

## **Das große Liebeswerk vom hl. Paulus**

Bald werden wieder mehrere hochherzige junge Missionare hinausziehen ins Heidenland, in unsere Missionsgebiete nach Südafrika. Wem verdanken sie dieses Glück? Zuerst der Gnade Gottes, dann aber auch vielen edlen Wohltätern, die trotz harter Zeiten noch ein Scherflein für die Rettung armer Heidenseelen übrig haben. Unter diesen habt Ihr, liebe Mitglieder des Liebeswerkes vom hl. Paulus, in besonderer Weise dazu beigetragen, daß diese Missionare ihre langen Studien machen und die Missionsbrüder in den verschiedenen Handwerken und im geistlichen Leben herangebildet werden konnten. Durch Euern Beitritt zum Liebeswerke wolltet Ihr ja, wie die Statuten desselben sagen, helfen, daß brave, unbemittelte Knaben und Jungmänner studieren können, und daß Missionsbrüder sich im geistlichen Leben schulen und für ihr praktisches Wirken in der Mission vorbereiten können. Ihr wolltet ja helfen, daß die Sehnsucht, die Gott





### Maria

Ich sehe dich in tausend Bildern,  
Maria, lieblich ausgedrückt;  
Doch keins von allen kann dich schildern,  
Wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel  
Seitdem mir wie ein Traum verweht  
Und ein unnennbar süßer Himmel  
Mir ewig im Gemüte steht.

Novalis (Friedr. v. Hardenberg)



diesen Missionaren ins Herz gelegt, den Beruf, zu welchem Gott sie auserwählt, nämlich: die Heiden zum Heiland zu führen, in Erfüllung gehen könne.

Unser Pius-Seminar konnte seit seinem Bestehen im Jahre 1928 schon manchen Missionar hinaussenden. Es gingen aus ihm bis heute 53 Priester hervor. Davon sind 25 hinausgezogen ins ferne Heidenland. 15 Patres wirken in den heimatlichen Missionshäusern als Lehrer unserer zukünftigen Missionare, als Hausobere oder in einem anderen Amte. Die übrigen 13 Priester haben eben ihre Studien beendet. Die



Missionshaus St. Joseph, Altdorf:  
Br. Stephan, unsern Schweizern  
Lesern schon längst kein Unbekann-  
ter mehr, kehrt von der Sammel-  
reise zurück

meisten von ihnen werden wieder nach dem fernen Süden ziehen. Wer zurückbleiben muß, empfängt statt des Missionskreuzes, wenn man so sagen darf, ein anderes Kreuz, das Studienkreuz. Er darf noch etliche Jahre weiter studieren, um einmal Lehrer unserer Missionsstudenten zu werden. Denn noch sind manche Patres als Professoren in unserem Missionsseminar St. Joseph in Reimlingen und im Missionsseminar St. Bonifaz in Schurgast, Oberschlesien, benötigt. Und so müssen sie denn Heimatmissionare sein und helfen die jungen Rekruten für die Missionsarmee heranzubilden.

Es wird Euch wohl auch interessieren, liebe Missionsfreunde, wieviel Priester- und Brüdermissionare seit dem Weltkriege in unsere Missionen zogen. Außer den eben genannten schenkte uns Gott bis 1928, dem Gründungsjahre des Pius-Seminars, 33 Priester-Missionare. Es sind im ganzen 58 Glaubensboten, die seit dem Weltkriege ihren in der Missionsarbeit ergrauten Mit-

brüdern an der Missionsfront zu Hilfe eilten. An Brüder-Missionaren stellten die heimatlichen Missionshäuser seit dem Weltkriege bis heute 55. Laßt uns also, liebe Mitglieder des Liebeswerkes und wer sonst immer diese Zeilen liest, Gott danken für die vielen Missionare, die den armen Heiden die Liebe Gottes zu ihnen und die „unergründlichen Reichtümer Jesu Christi“ verkünden und bringen. Danken wollen wir auch Gott für die vielen edlen Wohltäter, die er uns zugeführt und ihn bitten, daß er sie segnen und ihnen das ewige, glückselige Leben im Himmel schenken möge.

Ja, liebe Wohltäter, wir haben Grund, Euch zu danken. Manches Gebet und Opfer habt Ihr für diese Missionare Gott dargebracht. Ihr wißt es, Gebet und Opfer sind notwendig um Arbeiter für den Weinberg des Herrn heranzubilden. Zuerst Gebet. Denn der Beruf eines Heidenmissionars ist vor allem ein Werk der Gnade Gottes von seinem ersten Beginnen an, bis daß er vom Herrn des Weinberges seinen Lohn empfangen wird im Himmel. In den Jahren der Vorbereitung



sind schon Schwierigkeiten und Versuchungen zu überwinden. Es kommen Gedanken an die verlassenen Lieben daheim, an die Freuden der Welt oder die Angehörigen versuchen vielleicht sogar den Missionskandidaten zur Rückkehr in die Welt zu bewegen. Zur Überwindung dieser Versuchungen braucht es Gebet und Opfer. Auch der Novize braucht beides, um seinen Beruf zu prüfen und im geistlichen Leben Fortschritte zu machen. Nach der hl. Profess soll der Missionskandidat immer mehr der Vollkommenheit zustreben durch die treue Beobachtung der hl. Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Dabei gibt es aber wie bei allem Guten manche Schwierigkeiten, Versuchungen und Opfer, die nur mit Hilfe der Gnade Gottes überwunden und gebracht werden können.

So bitte ich Euch denn, liebe Mitglieder des großen Liebeswerkes vom hl. Paulus, für die künftigen Missionare vor allem um das Gebet. Verrichtet treu und andächtig jeden Tag Euer kleines Vereinsgebet: „Heiliger Paulus, du großer Völkerapostel, bitte für uns und die armen Heiden!“ Der hl. Paulus, dieser größte aller Heidenmissionare, hat im Himmel noch eine viel größere Liebe zu den armen Heiden als einst auf Erden. Er wird Euer Gebet vor Gottes Thron bringen und viele Gnaden für seine Nachfolger im Apostelamte erslehen. Und wird er nicht auch auf Euch selbst in Liebe herabschauen und Euer mächtiger Beschützer und Fürbitter bei Gott sein? Ihr könnt auch noch andere Stoßgebete in dieser Meinung verrichten. Zu empfehlen sind die Ablassgebeten: „Herr Jesus, mehre die Zahl der Priester deiner Kirche!“ (100 Tage jedesmal) und zur hl. Theresia, der Patronin der Missionen: „Hl. Theresia, Patronin der Missionare, bitte für uns!“ (100 Tage jedesmal) Und wenn Ihr an den Quatembertagen das Gebet um gute Priester verrichtet, dann schließt auch die künftigen Missionare darin ein.

Am wirksamsten ist unser Gebet bei Gott, wenn wir es mit einem kleinen Opfer vereinigen. Darum wird Er uns auch am ehesten gute Missionare schenken, wenn wir mit unserem Gebet um Missionare ein kleines Opfer verbinden. Ein Priester ist ein Opferer. Und alle die mit seinem Werden und Wirken in Verbindung stehen, bringen manche Opfer. Zunächst ist der Priester selbst ein Opferer. Vor allem durch das hl. Messopfer, das er täglich Gott darbringt. Sein Priesterstand verlangt manche Opfer von ihm im Dienste des Nächsten. Er verzehrt seine Kräfte für das Seelenheil seiner Mitmenschen. Ist der Priester Ordensmann, so hat er in den hl. Gelübden dem lieben Gott noch weitere schöne Opfer gebracht. Der Priester und Ordensmann aber, der Missionar ist, findet im fernen Heidenland auch noch manche Opfer, die er für die Rettung der armen Heiden bringen kann. Aber nicht nur der Missionar selbst muß Opfer bringen und dadurch Gottes Gnadensegens auf seine Missionsarbeit herabslehen. Auch andere nehmen Teil an seinem Opfer. Da sind vor allem liebe Eltern und Geschwister, die das große Opfer der Trennung, vielleicht für immer bringen. Da sind alle, die an der Ausbildung des Missionars beteiligt sind und viele Opfer der Arbeit und Sorge in Unterricht und Erziehung des zukünftigen Missionars bringen müssen. Und bei allen diesen, die da Opfer bringen für den Missionar, ich denke, liebes Mitglied des Liebeswerkes, lieber Missionsfreund, da willst Du nicht fehlen. Durch Dein Opfer willst Du auch Dein Gebet für die Mis-



sionspriester und Missionsbrüder recht wirksam machen bei Gott. Was für Opfer kannst Du da bringen? Die kleinen täglichen Opfer. Wieviele Gelegenheiten hast Du dazu in den heutigen schweren Zeiten. Gelegenheiten bei Dir selbst, in Deiner Familie und im Verkehr mit Deinem Nächsten. Die treue Erfüllung Deiner Standespflichten und die Liebe zum Nächsten, besonders zu Deinen Familienangehörigen kann manches kleine Opfer von Dir fordern. Oft kostet es auch eine kleine Überwindung freundlich zu sein gegen solche, die immer nur Klagen und das Gute und Schöne zu wenig beachten. Kleine Opfer der Nächstenliebe, die Du für die werdenden Missionare aufopferst, kannst Du bringen durch ein tröstendes Wort an so manche Leidgeprüfte, durch einen freundlichen Blick, durch einen frohen Gruß und ein teilnahmevolles Erkundigen nach dem Ergehen. Mit einem kleinen Opfer Deinerseits kannst Du wohl auch einmal materieller Not abhelfen. Wie mancher Not unserer Zeit wäre schon gesteuert und wie manches Leid würde gottergeben getragen, wenn wir in rechter Weise die Nächstenliebe üben würden! Also, lieber Missionsfreund, bringe gerne kleine Opfer, um Gott wohl zu gefallen und seine Gnade auf die zukünftigen Missionare herabzuflehen. So folgst Du auch der kleinen hl. Theresia, welche die kleinen Opfer liebte. Und für Dich selbst werden sie die Quelle reinsten Freude sein.

Nicht zuletzt, liebe Mitglieder, bringt Ihr ein Opfer durch Euren Mitgliedsbeitrag. Für das Jahr beträgt er 1 Mark oder 1 Schilling oder 1 Franken. Das auf einmal zu zahlen ist für viele heute schon schwer. Kannst Du es nicht, dann opfere monatlich 10 Pfennig und gib sie Deinem Förderer oder spare sie bis zum neuen Jahr. Möchtest Du aber lieber Dein Opfer auf einmal entrichten und kannst keine Mark zahlen, so magst Du auch ein geringeres Opfer entrichten. Dies gilt auch für Kinder.

Wenn Du noch nicht Mitglied des Liebeswerkes bist, möchtest Du wohl auch gerne wissen, welche geistlichen Vorteile es gewährt. Es sind folgende:

1. Jede Woche wird eine hl. Messe für die lebenden und verstorbenen Mitglieder des Liebeswerkes gelesen.
2. Als Wohltäter der Mission haben die Mitglieder Anteil an den zwei hl. Messen, die täglich für die lebenden und verstorbenen Wohltäter gelesen werden, ferner auch an all den Verdiensten und guten Werken unserer Mission.
3. Jeder neugeweihte Priester liest nach seiner Primiz eine hl. Messe für die Mitglieder des Liebeswerkes.
4. In allen Häusern unserer Genossenschaft wird neben den sonstigen Gebeten monatlich von allen die hl. Kommunion für die Mitglieder des Liebeswerkes aufgeopfert.

Zum Schlusse, liebe Missionsfreunde, möchte ich noch die schönen Worte von Alban Stolz und Papst Leo XIII. hierhersehen, die auch in den Statuten des Liebeswerkes stehen: „Es ist ein edles Werk, wenn eine christliche Familie einen Sohn, in dem ein edles Herz und ein heller Geist beisammenwohnt, studieren und Priester werden läßt — und es ist ein edles Werk, wenn ein anderer, der keinen solchen Sohn, aber Vermögen hat, einem fremden, tauglichen Knaben, der mit Lust und Talent begabt ist, dazu verhilft. Wer dieses in redlicher Absicht tut, der hat dann Anteil an all dem Guten, was ein solcher im geistlichen Stande für Zeit und Ewigkeit wirkt und er hat nicht ein





Maquinko und Mzondi, Wahrsager-Häuptlinge  
(Anführer einer Bande Wahrsagerinnen)

Scherflein beigetragen, daß Gottes Name geheiligt werde, sondern einen großen reichen Schatz.“ Und Papst Leo XIII.: „Es liegt den Missionsalmoosen die Kraft inne, den Geber auch in der Ferne zum Gehilfen apostolischer Männer und zum Teilnehmer ihrer Verdienste



zu machen, und die Fülle des Gotteslohnes ergießt sich über denjenigen, der die heilige Mission nach Möglichkeit mit Almosen unterstützt, seien sie auch noch so gering; denn er übt dadurch viele Werke der christlichen Liebe auf einmal, und es ist das göttlichste aller Gotteswürdigen Werke, ein Gehilfe Gottes zu werden, zum Heile der Mitmenschen.“ (Rundschreiben vom 3. 12. 1886.)

Willst Du Mitglied des „Großen Liebeswerkes vom hl. Paulus“ werden, so wende Dich an Deinen Förderer oder an die Vertretung der Mariannhiller Mission, Würzburg, Pleicher Ring 3 oder an eine der übrigen Vertretungen unserer Mission.

Liebe Mitglieder des Liebeswerkes! Bleibt ihm treu und damit auch dem großen Missionswerk!  
P. Hubert RMM.

## In der Ackerbauschule der Eingeborenen

Die Feinde der Landwirtschaft sind also in Afrika zahlreicher als im durchschnittlichen Europa. Während z. B. in Deutschland fast ein Drittel des Jahres der Feldbau gänzlich ruht, unter schützender Schneedecke schlummert und durch die Winterstrenge seine Gegner ebenfalls ausgeschaltet sind, bleibt derselbe in Afrika das ganze Jahr irgendwie am Leben. Auch die stets lebendigen Feinde rasten nicht, sondern schaffen und schaden von anfangs Januar bis Ende Dezember. Wir haben sie das vorigemal noch lange nicht alle kennen gelernt.

Da ist der echt „afrikanische Feldschrecken“ (ganz richtig mit zwei f geschrieben!), nämlich die großen und kleineren Affen, am vollzähligsten in Rhodisia und in der Kapprovinz. Natal ist z. Bt. schon teilweise von dieser Plage gesäubert. Unsere Schulfarm kennt sie nicht mehr. Aber diese Ur-afrikaner haufen noch in geringer Entfernung. In den Klüften des Marhaqua-Bergstokes, nur zwei bis drei Stunden von hier, sowie im benachbarten Undinedistrikt sind die Baboons und Umsene ganz zuhause. Was diese Unholde in Gärten und Maisfeldern anrichten, sollen uns einmal die dortigen Farmer erzählen. Auch der Schreiber hat manches erlebt und für später ein eigenes „Affenkapitel“ bereitgelegt. —

Hier ein anderer Afrikaseind, das Feuer in Form von wütenden Gras- und Waldbränden. Was Blitz und Ungewitter hier im Sommer, das sind dort die Grasbrände in der trockenen Winterszeit. In Gegenden mit hohem Grasbestand wachsen diese Brände ins Ungemessene. Ebenso der Schaden, den sie anrichten an Weideland, Baumpflanzungen und den Hütten der Eingeborenen. Hunderte von ihnen kamen dabei ums Leben. —

„Furchtbar wird die Himmelskraft,  
Wenn sie der Fessel sich entrafft,  
Einherrast auf der eignen Spur,  
Die freie Tochter der Natur!“

Die Unvorsichtigkeit der Schwarzen mit Feuer ist sprichwörtlich. Doch auch die „Feuerschlange“ der Eisenbahn legte unfreiwillig schon viele Grasbrände . . . Ein anderer schlimmer Feind des afrikanischen Ackerbaues ist ferner die sengende Sonnenhitze, namentlich in den Saat- und Pflanzwochen des Frühjahrs, also hier im September und Oktober. Wie oft tötet da die Mutter des Lebens ihre zarten Kinder auf der regen- und



schattenlosen Flur! Ein Gegenstück bildet hinwieder das viele unkultivierte Sumpfland in Südafrika. Die schönsten Felder werden durch starke Wasseradern in feuchten Jahren unbrauchbar. Ebenso das Weideland, in dessen Morästen nicht selten das weidende Vieh versinkt.

Zur feindlichen Legion gesellt sich oft auch der Sturm; Mais- und Getreidefelder umlegend und Bäume entwurzelnd, die in Afrika wahrlich nicht zu zahlreich die Monotonie des Landes mildern. Seinem Ungeßüm verdanken auch die schiefen Alleen bei so manchem Farmgehöfte ihr Entstehen. Im trockenen Winter wirbelt er so viel Sand und Staub auf, daß man oft kaum atmen kann. Das Grün der Landschaft verliert alle Frische und hüllt sich in wüstenähnliches Grau.

Manche Gegenden Natal's leiden sehr am häufigen Nebel, zumal die höheren Berggelände des Oberlandes. Hierin dürften sie mit Holland oder London auf gleicher Stufe stehen, nur daß der Luftzug des nassen Nebels vom Südpol weht und trockene Nebel seltener auftreten.

Dem Getreidebau sind Mehltau und Rost keineswegs unbekannt. Hingegen kommt die Plage der Feldmäuse seltener vor. Dafür wühlt aber der Maulwurf um so fleißiger in der Tiefe, verdirbt vieles Weideland und zernagt die Wurzeln der Baumanlagen. In ihren Zweigen nisten mancherorts die wilden Tauben massenhaft. Den weißen und schwarzen Jägern sind sie zwar willkommene Beute, aber den Farmern in der Mais- und Erbsenfaatzeit umso unwillkommener. Mit den noch frecheren Raben und Krähen lesen die Tauben skrupellos auf, was der Farmer gesät hat, und die zarten Mais sproßlinge verspeisen diese Raubvögel als gesuchte Delikatesse. Unter den Vögeln scheinen in Südafrika überhaupt die Samenfresser den Insektenvertilgern an Zahl weit überlegen. Es sollte aber umgekehrt sein, da es viel mehr Insekten als Samereien gibt.

Last not least — meldet sich ein Erzasfikaner, der niemals verdirbt: das Unkraut! Darüber allein ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Nirgend's in der Welt macht es wohl dem Farmer das Leben so sauer. Trotz der vorherrschenden Trockenheit im Lande wuchert es von Jahr zu Jahr mehr und noch immer neue Sorten werden vom Ausland eingeschleppt. In regenreichen Perioden wächst es gar über den Kopf hinaus, wenn nicht dem Farmer selbst, dann doch sicher allem, was er angepflanzt hat. Die bloßen Namen der Unkräuter wären hier eine endlose Litanei. — Von deinem Borne, erlöse uns, o Herr!

Ein neuerer Gegner des Landwirts ist die zunehmende Konkurrenz im Land- und Gartenbau. Auf letzteren haben sich vornehmlich die vielen Indier geworfen, einst von den Zuckerrohrpflanzern ins Land gerufen und jetzt übermächtig anwachsend. — Endlich trifft die rapide fortschreitende Geldentwertung natürlich gerade den Farmer oft am meisten. — Alles in allem sind somit die Aussichten für den Ackerbau keineswegs rosig in Südafrika. Dennoch bleibt seine Aufgabe die wichtigste für den Europäer und Afrikaner in Gegenwart und Zukunft.

Ein Südafrikaner.

Zur katholischen Aktion zählt auch das weite Gebiet der Missionstätigkeit unter den heidnischen Völkern. Die katholische Aktion ist nicht in erster Linie auf Einzelseelsorge eingestellt, sie geht auf das allgemeine Missionsziel in Heimat und Übersee. Sie muß den Blick auf das Ganze richten, auf die großen Ziele der Weltchristianisierung.

Fr. Steffen.



# Mein erster Krankenruf im Missionsland

Eine Erinnerung an unsere Mashona-Land-Mission\*)

Von P. Josef Kammerlechner, RMM.

Noch kaum zwei Monate in der Mission, notdürftig gesättigt mit einigen Brocken der Eingeborenen-sprache und schon auf dem Wege zu einem Kranken. Man hat ein ganz sonderbares Gefühl als so ein neugebackener Missionar, wenn Pater Rektor ausreitet und seine wackelige Stütze allein zurückläßt für 5–6 lange, lange Tage. Und wie oft es da nicht an die Türe des Missionars klopfen kann und dieser sein glücklich schon gerettetes „pinda“ — „herein“ rufen muß! Dann kann er sich schließlich nicht zurechtfinden mit den vielen Worten, die ihm entgegentönen und es ist ungemein erhebend, wenn er wenigstens den Schlusssatz noch versteht: „Der Vater versteht uns nicht, gehen wir zum Bruder.“ Dann kann das Missionsgenie seine Türe wieder schließen mit den Gefühlen eines begossenen Pudels. Aber immerhin, es ist doch interessant den Pater Rektor in allen wichtigen und unwichtigen Angelegenheiten zu vertreten.

Das waren auch meine Empfindungen, als Pater Rektor sein Missionspferd sattelte, um eine weitentfernte Außenschule zu besuchen, — es war am Montag — und vor Freitag oder Samstag konnte er kaum zurücksein. Auch Pater Urban von St. Barbara, unserer nächsten Station war auf Missionstour und so konnte ich das Liedlein singen: „Ich bin allein auf weiter Flur.“

Die ganze Zeit, die ich auf der Station bin, war nicht viel los mit dem Krankenrufen. Da war ja Pater Rektor da und es hätte keine Not gehabt; aber jetzt mußte gleich nach ein paar Tagen meines Alleinseins ein Krankenruf kommen. Es war gegen einhalb 5 Uhr abends. Zwei Mädchen kamen und meldeten, ein Bursche wäre schwer krank, habe Fieber, sei bewußtlos, erbreche alles usw. Der Kraal, in dem der Kranke lag, gehörte zwar zu St. Barbara, aber Pater Urban war ja auch auf Missionstour und so blieb nichts anderes übrig als den Gang zu wagen. Ich war eben daran, eine kurze Predigt für den nächsten Tag zu schreiben, als die Mädchen kamen. Der Weg zum Kranken wurde auf eineinhalb Stunden geschätzt und wenn ich also um 5 Uhr fortging, konnte ich um 9 Uhr wieder zu Hause sein. Man verständigte auch Schwester Apollinariä — unsere Krankenschwester — und auch diese wollte sich mit einem schwarzen Mädchen auf den Weg machen. Zu allem Unglück fing es noch zu regnen an.

Als wir aufbrachen, mochte es ungefähr 5 Uhr sein. Ich ging mit einem schwarzen Burschen voraus, dann kam die Schwester mit den drei schwarzen Mädchen. Anfangs war der Weg für afrikanische Verhältnisse ganz gut, aber gar bald ging es vom Wege ab auf einen schmalen Fußpfad, der über Felsblöcke bergauf und bergab führte und infolge des heftigen Regens sehr schlüpfrig war. Auch fing es bald zu dunkeln an und es war kein Wunder, daß die Schwester mit ihrem

\*) Anm. d. Redaktion: Diese Mission war uns von den Jesuiten-Patres übergeben worden und wurde ihnen 1931 wieder überlassen.



langen Habit ein paarmal zu Boden fiel. Ich und der Bursche blieben immer an der Spitze. Als das Ziel schon winkte, hieß es: „Der Kranke ist nicht im Kraal, er liegt in einer Hütte auf dem Felde.“

Nun ging es auch noch diesen Weg, aber buchstäblich über Stock und Stein. Es blieb nichts anderes übrig, als die beiden Lampen, die wir für die Nacht mitgenommen hatten, anzuzünden.

Da leuchtet auf einmal aus dem Tale ein schwaches Licht durch die Bäume und Sträucher herauf: „Das ist die Hütte“, meinten die beiden Mädchen, die uns geholt hatten. Das war aber durchaus nicht ermutigend; denn da konnten wir noch lange steigen und stolpern bis wir dort unten waren. Endlich wurde der Weg wieder besser und so ging es ziemlich schnell den Hang hinab. Der Regen hatte auch fast ganz aufgehört, nur das triefende hohe Gras erinnerte noch daran. Jetzt waren wir am Ziel.

Eine kleine Hütte lag vor uns mit einer so schmalen Türe, daß man kaum hindurchkommen konnte. Sobald man unsere Ankunft bemerkte, kam ein Hund bellend herausgestürzt, aber zugleich folgte ihm ein erwachsener Mann, der ihn am Halsband nahm. Der Hund war so abgemagert, daß man ihn als Klapper hätte benutzen können.

Ich bin als Kaplan in der deutschen Heimat in gar manch armseliges und kleines, enges und dunkles Krankenstübchen hineingekommen, aber selbst das armseligste unter ihnen war im Vergleich zu dieser Hütte eine Fürstenwohnung.

Als wir, die Schwester und ihre Begleiterinnen und ich glücklich in die Hütte geschlüpft waren, sahen wir, daß es gut war, daß der eine Mann gleich aus der Hütte kroch, denn alle hätten unmöglich Platz gehabt in dem engen Raum. In der Mitte der Hütte brannte ein Feuer an dem eben in einem Gefäß einige Maiskolben geröstet wurden und das zugleich auch die Beleuchtung der Hütte bildete. Gleich links am Eingang standen auf einer kleinen Erhöhung eine



Wasserträgerin



Anzahl Töpfe, im Hintergrunde kauerten auf einer Strohmatte ein paar Weiber und Kinder. Ein kleines Kind war nach Eingeborenen-Sitte einer ganz alten Frau auf den Rücken gebunden. Rechts vom Eingang in eine Decke gehüllt, lag der Kranke. Doch die Untersuchung durch die Schwester zeigte gar bald, daß es nicht gar zu gefährlich war. So war es nicht nötig, die hl. letzte Ölung zu spenden. Das Allerheiligste hatte ich auch nicht mitnehmen können und so konnte der Kranke nur beichten. Deshalb mußten alle die Hütte verlassen, was durchaus keine leichte Arbeit war, da man sich in dem engen Raum kaum umdrehen konnte. Ein Stuhl oder irgend ein ähnliches Möbel war ein nicht gekannter Luxusartikel in der Hütte und so setzte ich mich auf ein Bündel Säcke und lehnte mich an die Wand der Hütte und hörte die Beichte des Kranken. Die Schwester gab ihm dann noch etwas Medizin und nun hieß es wieder den Rückweg antreten.

Da die Hütte aber direkt gegenüber unserer Station St. Barbara lag und ich am nächsten Tag ohnehin dort aushelfen mußte, so war es wohl ratsamer, anstatt nach Triashill zurück, gleich nach St. Barbara zu gehen. Man mußte nur noch über eine Schlucht und dann den Berg hinauf und man wäre am Ziel gewesen. Das ist aber in Rhodesia leichter gesagt als getan. Ein Mädchen zeigte uns den Weg. Wenn dieser Weg im afrikanischen Sprachgebrauch auch Anspruch auf diesen Titel machen kann, im europäischen Sinn war er doch ein Hohn auf dieses Wort. So ein Marsch bei stockfinsterner Nacht, romantisch beleuchtet durch den Schein zweier Lampen ist dann immerhin ein ganz interessantes Erlebnis. Bald waren wir den Hang, an dem die Hütte stand hinunter. Unten begrüßte uns das Murmeln eines Bächleins. Brücken sind hier ein überflüssiger Luxus. „Nur wenig Wasser“, meinte das Mädchen, das uns führte. Ihr ging es allerdings kaum an die bloßen Knie, wohl aber mir in meine Schuhe. Kaum waren wir glücklich über dem Bach, mußten wir fast senkrecht aufwärts steigen. Durch den Regen war das eine schlüpfrige Geländepartie geworden. Abwärts hätte das eine schöne Rutschpartie geben können. Aber leider sind wir auch in Rhodesia den physikalischen Gesetzen unterworfen und können daher nicht aufwärts rutschen. Durchnäht kommen wir so nach einstündigem Marsch zum großen Staunen der Schwestern spät am Abend in St. Barbara an.

Hier glückte der Versuch, mich in trockene Kleider zu stecken ganz großartig. Zwar hatte Vater Urban fast nichts ganzes mehr zu Hause und damit ich keine Hosen hätte tragen können, hätte ich auf Stelzen gehen müssen — weil dieser einige Stockwerke höher gebaut ist als ich. Vater Rektor aber hatte eine zwar nicht mehr ganz neue Hose, als er von St. Barbara nach Triashill übersiedelte zurückgelassen und diese altherwürdige Hose leistete nun prächtige Dienste.

Ja, so ein Krankenruf bei uns kann sehr romantisch werden und wenn es in Europa zu langweilig ist, der braucht nur zu uns nach Rhodesia kommen, da wird er Abwechslung genug finden.



# Johannes Iodokus

Aus „Die Novellen“ — Nachdruck verboten!

## 1. Der erste April.

Es zieht ein Mensch die Gassen durch  
Schnee und eisigen Wind,  
Sie alle hat er verlassen, die teuer und  
lieb ihm sind.

Er schaut auf manche Pforte und man-  
ches Fensterlein,  
An manchem lieben Orte möcht' er ge-  
liebt wohl sein.

Das hat sich längst gewendet, sein Herz  
blieb stille steh'n;  
Das hat sich längst geendet trotz Wei-  
nen und trotz Fleh'n.

Er selber hat's verschuldet — es mußte  
ja so sein —  
Und doch hat er geduldet ob dieser  
Schuld viel Pein.

Ist's Herz wie Eis geworden — kalt  
haben sie es gemacht;  
Weh'n Stürme drin von Norden — sie  
haben den Nord gebracht.

In jedem Menschen wohnt viel heiße,  
glühende Lieb' —  
Hätt' liebend man gelohnt: die Lieb'  
im Herz verblieb.

Doch wird die Lieb' vergolten mit Zwei-  
fel und mit Pein:  
Statt eines Herzens sollten sie finden  
— kalten Stein.“

„Das schreibe ich, Johannes Iodokus,  
am heutigen Tage, dem 1. April 1852,  
hier in mein Gedächtnis nieder; und  
da sollen sie es lesen, wenn ich längst  
nicht mehr am Leben bin.

„Das Leben ist kurz und vergänglich  
wie leichter Morgennebel, der aus den  
Tälern aufsteigt; kaum ist er geboren,  
so trinken die durstigen Sonnenstrahlen  
ihn hinweg.

„Leben und Glas, wie bald bricht das;  
Leben und Gras, wie bald welkt das!“

„Mein Leben wird bald vorüber sein  
— und das ist gut; es war ja doch nur  
Garten mit lauter Vermut bepflanzt,  
und das Unglück hat mir allzeit ins  
Haus genistet wie die Schwalben.“

Solches schrieb an dem besagten Tage  
Herr Johannes Iodokus, seines Zeichens  
ein Literat, der nebenbei durch Unter-  
richt in verschiedenen Sprachen sein  
Brot zu verdienen suchte.

Er war noch ein junger Mann von  
höchstens 26 Jahren, schlank gewachsen

und von schönen Zügen; aber freilich,  
jetzt lag das Elend auf seinem Angesichte,  
und die Melancholie schaute trübe aus  
seinen braunen Augen.

Johannes Iodokus war in der Jugend  
ein lebensfrischer, munterer Knabe ge-  
wesen, guter und bemittelter Leute Kind.  
Doch es schien, als sei er unter einem  
unglücklichen Sterne geboren worden.  
Gerade seine Munterkeit war für alle  
Leute, zumal für die Lehrer des Knaben,  
ein Stein des Anstoßes. So meinte we-  
nigstens Iodokus. „Ernst, ernst, ohne  
Ernst bringt man's zu nichts!“ das muß-  
te er hundert- und hundertmal hören,  
und endlich prägte sich dieses Wort so  
tief in seinem Gedächtnisse ein, daß er  
glaubte, jeder Stein auf der Straße rufe  
es ihm zu und auf jedem Blatt an den  
Bäumen stehe es geschrieben. So hieß  
der „muntere“ Iodokus gar bald nur  
mehr der „ernste“ Iodokus, und das  
blieb er sein Leben lang, das heißt bis  
zu seinem sechsundzwanzigsten Jahre.  
Der Tod stand ja schon vor seiner Türe  
— das meinte wiederum Johannes Io-  
dokus.

Johannes hatte übrigens auch wirklich  
Unglück empfunden, mehr als genug. Ein  
Zufall — oder besser gesagt der liebe  
Gott — nahm seinen Eltern das Vermö-  
gen: kurz nach diesem Schlage starb  
der Vater, und die gute Mutter folgte  
ihm nach. Johannes studierte dazumal  
auf der Universität die Medizin aus  
wahrem heiligen Beruf; denn er liebte  
die Menschen und wollte ihre Leiden  
mildern, trotzdem sie ihm so übel mitge-  
spielt hatten.

Letzteres meinte abermals Johannes  
Iodokus.

Das Studium der Medizin und zumal  
die Promotion zur Doktorwürde, vor  
welcher Iodokus gerade stand, erfordert  
keinen geringen Kostenaufwand. Hohe  
Gönner hatte der Jüngling nicht, und  
alle seine Bemühungen um eine Unter-  
stützung schlugen fehl. Betteln aber woll-  
te und konnte er nicht, denn es braucht  
gar viel, bis das stolze Menschenherz  
ändern die Armut eingesteht. Und doch  
ist dies Menschenherz so unfähig arm.

Im Herbst verließ Johannes die Uni-  
versität. Er hatte sich entschlossen, die  
begonnene Laufbahn zu unterbrechen  
und als Hauslehrer sein Brot zu ver-  
dienen. Vielleicht konnte er sich auf diese  
Weise allmählich die nötigen Mittel zur  
Fortsetzung seiner Studien ersparen.  
Unglücklicher Gedanke! War Iodokus



schon vorher ernst und melancholisch gewesen, so trieb ihn die neue Beschäftigung erst recht mit vollen Segeln in das Fahrwasser der Hypochondrie. Das hatte er heute, am 1. April 1852, erfahren.

Aber Johannes Todokus war auch ein Dichter.

Daß Gott erbarm'! Freilich hat die Poesie den Dichtern einen leuchtenden Perlenmantel zum Geschenk gemacht, aber sie hat denselben mit mancherlei Leidensfäden durchwoben. Darum reimen die Poeten so gerne Herz auf Schmerz und Freud' auf Leid und sind die ärmsten unter den armen Menschenkindern.

Auch das hatte Johannes Todokus empfunden, und je länger er nachsann, um so sicherer wurde es ihm, daß gerade die Poesie die Schuld an seinem ganzen Unglück trage.

„Das sei der letzte Reim, den ich geschrieben!“ rief plötzlich Johannes aus, indem er die Feder zur Erde warf und von dem Stuhle aufsprang, auf welchem er bis dahin sinnend und grübelnd gesessen. Er trat zu dem Fenster seiner Dachkammer und lugte hinaus ins Freie. Aber die Schindeldächer des kleinen Kreisstädtchens hinweg blickte er in die herrliche Landschaft. Munter rauschte der kleine Fluß durch den Wiesengrund, der schon sein hübsches grünes Kleid angezogen und saftig und frisch in jedem Augenblick höher zu sprossen schien. Das war wie ein frohes Ringen und Regen im Schoße der Erde; der junge Frühling kämpfte sich los, und die warmen Lüfte, die von den jenseitigen Bergen herüberwehten, schmeichelten ihm mit liebem Willkommgrüße.

Todokus bog sich plötzlich vom Fenster zurück. „Hm!“ murmelte er, „höre, Johannes, das war doch unüberlegt. Wie! Du willst keinen Reim mehr schreiben? Aber gesetzt, für dein hübsches Bändchen Gedichte wäre endlich ein Verleger gefunden? Geseht, man hätte ihren Wert erkannt — Johannes, was dann?“

Eine Weile hielt er sinnend die Hand vor die Stirne. „Ja so“, fuhr er endlich in seinem Selbstgespräche fort, „das wäre freilich etwas anderes. Dann ist mein Beruf entschieden, mein Glück gegründet; dann folge ich dem funkelnden Sterne, wohin mich seine Strahlen führen — voran ins schöne Wunderland der Poesie, und all das lästige Tagewerk der Menschen ist für mich vergessen und verschollen. Duftende Blüten lasse ich zur Erde fallen, und wo sie niederjinken, da werden sie freudig empfangen, und die vorüberziehenden Geschlechter tragen

sie weiter über die Jahrhunderte hinaus. So geht's dem echten Dichter.“

Wiederum lehnte sich Todokus ans Fenster. Fast hätte der letzte Gedanke einen Miston in seine selige Hoffnung geworfen; doch der Jüngling glitt schnell über die Frage hinweg, ob er denn wirklich ein echter Dichter sei. Fröhlich blickte er hinaus; es war ihm, als sei die Natur noch einmal so schön, die süßesten Traumbilder stiegen in seiner Seele auf. Er hörte seinen Namen in aller Mund, überall sprach man von Johannes Todokus, dem neuen Dichter. Das Publikum war einig in seinem Urteil über ihn, und Rezensenten und Kritiker beteten die Volksmeinung nach: Johannes Todokus — die Morgenröte einer neuen Zukunft; Johannes Todokus — größer als Goethe und größer als Shakespeare.

Armer Johannes Todokus!

Da polterte jemand die Treppe herauf, immer höher und höher, und endlich pochte es an der Tür der Dachkammer.

Johannes fuhr aus seinen Träumen auf und hieß eintreten. Ein Postbote erschien auf der Schwelle.

„Ein Päckchen an Johannes Todokus, unfrankiert, 18 Kreuzer“, sagte der Bote.

Mit einem schnellen Blicke musterte der Jüngling die Adresse, er zitterte an allen Gliedern; dann griff er in seine Tasche, nahm einen Gulden heraus und überreichte ihn dem Boten. Dieser berichtete den Betrag und empfahl sich.

Raum war die Tür geschlossen, als Todokus mit fieberhafter Hast das Band durchschnitt und das Päckchen öffnete. Es war sein Manuskript, das schmutze Bändchen Gedichte; ein Brief lag eingeschlagen dabei. Johannes entfaltete ihn und las:

„Mein lieber Herr! Es tut mir leid —“

Vor den Augen des Jünglings flimmerte es bei diesen Worten. „Wieder eine abschlägige Antwort, nun schon die fünfte“, sagte er mit dumpfer Verzweiflung. Er legte das Schreiben auf den Tisch. „Ich will es gar nicht lesen“, fuhr er fort; „aller Kunstförm ist erloschen in unserer materiellen Zeit. O großer Goethe, wie glücklich warst du, vor einem Jahrhundert gelebt zu haben!“

Wiederum sank er in sein früheres Brüten zurück und saß dort, bis die Sonne am jenseitigen Waldrande unterging und mit ihren letzten Strahlen die arme, traurige Dachkammer vergoldete.

Todokus hatte wohl Grund zu seinem Trübsinn; an fünf Buchhandlungen hatte er bereits sein sauber geschriebenes Manuskript versendet, er hatte auf jedes Honorar verzichtet, und dennoch wollte



keine den Druck übernehmen. Teils hatte man ihm einfach das Päckchen zurückgeschickt, teils sogar mit Spott und Hohn geantwortet — und nun gar die fünfte Enttäuschung!

Als die Sonne so freundlich ihre Scheidegrüße in die Stube warf, blickte Iodokus ärgerlich um sich; es schien ihm, als wolle selbst die leblose Natur ihn verhöhnen. — Er griff noch einmal nach dem Briefe, um ihn zu zerreißen; da fiel sein Blick auf das Wort „Roman“. Neugierig las er: „Gedichte sind, wie gesagt, außer der Mode, aber schreiben Sie einen Roman; Romane finden Ab-

dem, was ich für mein Examen bedarf. Nun muß ich mich seit heute gar selber verköstigen, habe die erträglichste Stelle verloren, und der Unterricht bei dem Sohne des Bürgermeisters bringt mir bloß fünf Gulden monatlich ein. — Ach, läge ich doch nur im Grabe!“

Tief aufseufzend schloß er die Lade ab, griff nach Hut und Stock und eilte wie Stiegen hinab. Bei einem Bäcker kaufte er sich ein Brot und steckte es in die Tasche; dann ging er durch das Städtchen über den Wiesengrund und über die Brücke den jenseitigen Bergen zu. Rechts vor ihm lag auf einer Anhöhe



Der Anfang der Missionsstation St. Patrik bei Umtata, Südafrika

saß. In meinem Verlag erscheint eine belletristische Zeitschrift; die Spalten derselben stehen Ihnen gerne für Roman oder Novelle offen, und für gutes Honorar bürgere ich Ihnen. Ergebenst usw.“

Das war zu arg; eine helle Röte flog über das Antlitz des Jünglings. „Soll ich die Kunst, die schönste Gabe, welche mir Gott verlieh, herabwürdigen?“ rief er aus. „Nein, nimmermehr!“ Mit diesen Worten zerriß er den Brief in tausend Stücke und warf die Fetzen zum Fenster hinaus. Der Wind spielte mit ihnen und trug sie fest über Stadt und Land.

Iodokus ging zu seinem Schreine und legte das Manuskript da nieder. Dann zog er ein Schubfach heraus, in dem Geld verborgen war, und zählte die Stücke. „Achtzehn Gulden“, sagte er seufzend, „mein ganzes Ersparnis. Ach Gott, das ist nicht einmal der zehnte Teil von

ein stattliches Schloß, in italienischem Stile erbaut. Es lag da mit seinen Säulen und Gesimsen, seinen Balkonen und hohen Fenstern wie ein Bild froher Heiterkeit und reichen irdischen Glückes. Doppelt schön mußte es im Hochfrühling erscheinen, wenn die Reben, welche den ganzen Hügel bedeckten, sproßten, wenn die Obstbäume blühten und die Wälder im Hintergrunde ihren Brautschmuck angelegt hatten. Aber als seltsamer Kontrast zu der heitern Pracht hier unten hing hoch über dem Schlosse auf einem steilen Felsen, der nackt und kahl aus den Wäldern hervorlugte, ein schwerer viereckiger Turm. Er war in einen Mantel von Efeu gehüllt und bot einen eigentümlichen, traurig-düsteren Anblick. Eben jetzt glühete und funkelte die Abendsonne in den kleinen Fenstern wie lauter Gold; sonst hätte man ihn leicht für eine Ruine halten mögen.

Iodokus warf einen Blick nach dem



Schlosse, aber schnell wandte er sich ab. „Da fing mein heutiges Unglück an“, murmelte er. „Wenn sie wüßten, die reichen Leute, wie es einem armen Schelme zumute ist!“

Er ging weiter. Gerade am Eingange des Waldes begegnete ihm ein Winzer, ein ehrwürdiger Greis, der wohl siebenzig Jahre zählte. Der Mann grüßte, Iodokus erwiderte freundlich den Gruß; sein Herz war ihm so voll, daß er gerne seinen Gram ausgeschüttet hätte. „Gute Hoffnung?“ fragte er den Greis.

„Ach, Herr, es läßt sich nicht an danach“, sagte der Alte. „April feucht und naß, füllt dem Bauer Scheune und Faß; aber in diesem Jahre macht der April ein munteres Gesicht. Die guten Zeiten sind vorbei; vor fünfzig Jahren hat mir mein Weingarten wohl fünfzig Eimer getragen. Heuer trägt er kaum soviel, als zum Meßwein für eine Dorfsapelle genügt.“

„Überall Elend und überall Klage!“ rief Iodokus aus und stürzte davon.

Kopfschüttelnd schaute der Alte dem Jüngling nach, bis dieser unter den Bäumen des Waldes verschwand. „Der muß wohl bei den vielen Büchern den Verstand verloren haben“, murmelte der Greis, schwang den Karst auf die Schulter und wanderte nachdenklich dem Städtchen zu.

## 2. Im Bilderzaale.

In dem Bilderzaale des Schlosses saß der Graf mit seiner Gemahlin. Die Gräfin schrieb, während der Graf in Papieren blätterte. Es war ein prächtiges Gemach. Vergoldete Frieze und seltsame Schnörkeleien zierten die Decke, von der ein reich vergoldeter Leuchter an silbernen Ketten niederhing. Nach den eigentümlichen Formen schien er ein Kunstwerk aus den Tagen der Renaissance zu sein; aber man hatte die Träger der Kerzen verändert und an ihrer Statt Lampen mit großen Kristallglocken aufgesetzt. Mild gedämpft und doch in reichem Strome fiel das Licht in den Saal und auf die Wände. Dort hingen die herrlichsten Kupferstiche dicht nebeneinander; von ihnen hatte das Gemach seinen Namen. Eingelegte, kostbar geschnitzte Schreine, die Erbstücke früherer Ahnen, standen umher; große Vasen aus chinesischem und altem Meißener Porzellan schmückten dieselben, und zwischen ihnen schimmerten silberne und goldene Pokale und Becher von kunstreicher Ziselarbeit aus noch früheren Zeiten.

Die Gräfin legte die Feder aus der Hand und redete den Grafen an. „So hast du wirklich den Herrn Johannes Io-

dokus für immer seines Amtes enthoben“, fragte sie, „oder hast du dir nur heute, am 1. April, einen Scherz mit ihm erlaubt?“

„Er ist entlassen, Juliana“, entgegnete kurz der Graf und blätterte weiter in seinen Papieren.

Vergebens harrete die Gräfin auf eine fernere Antwort. Sie griff deshalb wieder zur Feder; doch kaum hatte sie einige Worte geschrieben, als sie sich abermals an ihren Gatten wandte. „Iodokus war doch eine so gute, treue Seele, nur etwas tiefsinnig“, sagte sie; „aber es schien auch schweres Leid auf ihm zu lasten.“

„Ich will meine Knaben nicht verführen lassen“, erwiderte der Graf noch mürrischer als zuvor.

„Verführen, Alfons? Was hat er denn getan?“ fragte Juliana ängstlich.

„Er ist ein Dichter — das genügt.“ Die Gräfin lächelte; es war, als sei ein Stein von ihrem Herzen gefallen.

„Ach, nun erkläre ich mir vieles bei ihm und alles bei dir“, sagte sie neckisch. „Das ist also dein alter Haß gegen die Dichter, der mir freilich ein Rätsel ist, obgleich es mir leicht wurde, auf alle deine Wünsche in dieser Beziehung einzugehen.“

„Und du hast recht getan“, entgegnete der Graf, „sonst säßen wir wohl schwerlich hier zusammen. Doch höre, ich will dir kurz erzählen, wie es mir mit Herrn Johannes Iodokus ergangen ist. Als ich von meinem Mittagspaziergang durch den Wald zurückkehrte, vernahm ich plötzlich im Gehölz eine laute Stimme, an der ich den Herrn Iodokus erkannte. Es war gerade die Stunde, in welcher er den Unterricht unserer Knaben zu beenden pflegte. Einen Augenblick stand ich still; die lebhaften und erregten Söhne erweckten meine Neugierde, und so schlich ich leise zu der Stelle, woher sie kamen. Da sah ich Iodokus auf einem Baumstumpfe sitzen, sein Antlitz glühte; er war damit beschäftigt, ein Gedicht, das er laut vor sich hin deklamirte, niederzuschreiben.“

„Das erweckte meinen Zorn — du sagst ja selbst, daß ich die Dichter hasse —; gerade als Iodokus den Bleistift einsteckte und sich entfernen wollte, trat ich aus meinem Verstecke hervor. „Was machen Sie hier?“ redete ich ihn an.“

„Gnädiger Herr, ich dichte“, antwortete er verlegen.

„Das kann ich bei einem Lehrer meiner Knaben nicht dulden“, sagte ich gereizt. „Wollen Sie das Dichten aufgeben oder nicht?“

Iodokus stotterte einige Worte, die weder ja noch nein bedeuteten und mei-



nen Zorn nur noch steigerten. „Sie sind entlassen, mein Herr“, sagte ich kurz; „ich werde mich nach einem andern Lehrer für meine Knaben umsehen.“

„Der Jüngling zitterte an allen Gliedern, und ohne mich ferner zu bitten, stürzte er davon und ließ selbst das Gedicht im Walde liegen.“

So erzählte der Graf. „Willst du das Gedicht lesen?“ fragte er Juliana. Sie bejahte. Er griff in seine Seitentasche und reichte ihr einen Papierstreifen dar.

Die Gräfin las:

Der sterbende Dichter.

Wie die Nachtigallen singen  
Draußen in dem Morgenlicht!  
Neuen Frühling sie mir bringen —  
Hörst du ihre Grüße nicht?

„Das sind nicht die Nachtigallen,  
Und der Frühling naht noch nicht —  
Hagelförner draußen fallen,  
Dumpf das Eis im Tale bricht.“

Nein, das ist des Frühlings Wehen,  
Nachtigall schon klarer singt,  
Ruft mich zu den sel'gen Höhen,  
Daß mein Lied mit ihrem klingt.“

„Das ist traurig, wie Iodokus selber war“, sagte die Gräfin, nachdem sie gelesen hatte. „Sonst finde ich nichts Böses darin. Ich meine, du solltest dem Jüngling verzeihen.“

„Wie? Verzeihen?“ rief der Graf zornig. „Solche Narrheiten sind mir, von allem andern abgesehen, bei einem Lehrer meiner Knaben unerträglich. Wir sind im April, und Iodokus spricht von Nachtigallen; er spricht von Hagelförnern, und es war ja das schönste Wetter. — Zudem hat er meinen lieben Karl bereits verführt, und ich werde Mühe haben, dem Knaben die Grillen zu verleiden. Iodokus bleibt entlassen.“

„Was ist denn mit Karl geschehen?“ fragte Juliana.

„Das ist ja klar“, entgegnete ihr Gatte. „Ich habe die Mappen der Kinder durchsucht, und da fand ich in Karls Mappe ein ganzes Päckchen Gedichte, von seiner Hand geschrieben. Ich habe sie ins Feuer geworfen und nur ein Gedicht aufs Geratewohl dir zum Beweise zurückbehalten.“

Die Gräfin durchslog schnell das Blättchen, welches einen einfach-frommen Gruß an das Jesuskind enthielt. Das Herz der Mutter freute sich innig über den schlichten Kinderfinn ihres vierzehnjährigen Knaben.

„Da kannst du ja nicht von Verführung reden“, sagte sie zu ihrem Gatten. „Schau doch einmal diese Zeilen an; wir müssen uns glücklich schätzen, wenn Iodokus so die Unschuld unserer Kinder schützt und wahr.“

Der Graf las. „Es bleibt dennoch bei meinen Worten“, entgegnete er kurz.

„Abgesehen habe ich endlich ein Recht, zu fragen, woher dein Haß gegen die Dichter stammt“, hub die Gräfin von neuem an.

Alfons legte die Blätter weg und sagte zu seiner Gemahlin: „Es sei! Schau dir einmal alle die Bilder an, welche dieses Zimmer schmücken. Mein Großvater hat sie gesammelt; er war ein Bildernarr, ein Büchernarr und, was das schlimmste ist — ein Dichternarr. Im Anfange dieses Jahrhunderts studierte er in Norddeutschland auf der Universität Jena die Rechte. Es war damals eine sonderbare Zeit; ein eigentümliches Feuer war in die Herzen der Jugend gefahren, das zumal auf dem Gebiete der Kunst ausloderte und Funken sprühte. Graf Augustin fand sich mitten im Herde dieser Begeisterung, und das Feuer ergriff auch ihn. Auf einmal wurde der sonst so nüchterne Mann ein Dichter, mit andern Worten ein Narr. Mit diesen Träumen kam er auf die väterlichen Güter zurück, und da konnte er nach Lust und Liebe schalten und walten; denn sein Vater war schon lange tot, und es fand sich niemand, der ihn in seinen Träumen gestört hätte. Du kennst den alten Turm, der droben den vorspringenden Felsen krönt. Man sagt, die Römer hätten ihn erbaut, und seine eigentümliche Bauart, die schweren Quadern, der steinfeste Mörtel möchten für die Wahrheit dieser Ansicht sprechen. In späterer Zeit lehn-ten meine Ahnen ihr Schloß an diesen Bau und herrschten von diesem Horste aus über das weite Land. Jahrhunderte hausten sie, ein mächtiges, starkes Geschlecht, und während ringsum eine neue, schwächere Zeit ihren Einzug hielt, und während die Wälder sich lichteten und das Tal sich bevölkerte, hausten sie noch immer droben in der alten, einsamen Burg. Da kamen unter Ludwig XIV. die Franzosen und legten das Schloß in Asche; nur der Römerturm widerstand. Nun baute der damalige Stammherr, ein Kind seiner Zeit, hier unten dieses prächtige Schloß; droben aber hielt die wilde Waldnatur ihren fröhlichen Einzug, und über Jahr und Tag wölbten sich die Bäume über dem verbrannten Gemäuer, und Efeu und wilde Rosen verjüngten den alten Turm. Das war der rechte Ort für Graf Augustins schwärmerische Phantasie. Er ließ den Turm ausbessern, baute eine Wendeltreppe und verwandelte die Warte in ein freundliches Gemach. Zwischen den Fenstern, welche nach allen Seiten ins Land hinausschauten, standen zierliche Glaschränke, darin die berühmtesten



Dichter aller Nationen in Goldschnitt und rotem Leder Parade machten. Die Bücher stehen noch heute, wie sie damals gestanden. Dort saß der Großvater tagelang und dichtete, um Landwirtschaft und Rentei kümmerte er sich nicht; denn wenn er nicht in seiner Klausur saß, dann zog er im Lande umher und kaufte alte Ölgemälde, Kupferstiche und andere alte Kunstschätze auf. Tagtäglich kamen große Kisten im Hause an. Das kostete viel Geld, die Kapitalien wurden angegriffen und nicht selten ein Gut veräußert. Die armen Dichter kommen gewöhnlich zu nichts, und die reichen Dichter kommen zu etwas, nämlich zum Bettelstab. Selten, daß es einem anders glückt.

„Aber der Großvater war eigentlich auch gar kein Dichter, sondern glaubte es nur zu sein, und es fanden sich Leute genug, die ihn beklatschten. War irgend ein Fest, so wurden allen Leuten Geschenke gemacht bis herab zum Küchenjungen des Schlosses. Bei dem Geschenke lag ein Gedicht des Großvaters, und das war ihm die Hauptsache; die Beschenkten aber lachten über den Dichternarren und zerrissen seine Verse.

Endlich heiratete der Graf. Er glaubte durch seine Heirat glücklich zu werden und wurde gerade durch sie erst recht unglücklich.

„Meine Großmutter war eine liebe, gute und verständige Dame, die bald einsah, wohin das Treiben ihres Gatten führe, und deshalb suchte sie denselben entgegenzutreten, wo sie nur konnte. Und nun stellte sich Unfriede ein, ohne daß sich mein Großvater hindern ließ. Er fuhr fort, wie er gewohnt war, während die Großmutter darbt und Not und Kummer litt, um aufzuhelfen, wo sie aufhelfen konnte.

„Drunten im Talgrunde steht eine kleine Kapelle mit einem Bilde der lieben Mutter Gottes; da soll sie oft unter heißen Tränen bis tief in die Nacht hinein gebetet haben. Und als mein Vater geboren wurde, da starb das edle Weib; ich glaube, der Gram hat sie zumeist getötet.

„Dennoch gingen dem Großvater die Augen noch nicht auf. Aber als mein Vater ungefähr zehn Jahre alt war, kam eines Tages ein entfernter Verwandter auf das Schloß und sagte, er wolle unsere Güter kaufen, da sie ausgeschrieben seien. Der Großvater staunte; er ließ sich die Bücher vorlegen, und nun sah er, daß über zwei Dritteile des Besitzes tief verschuldet waren — alles infolge seiner Narrheit.

„Gott Dank — das heilte ihn. Er tat, was er konnte, den völligen Untergang zu vermeiden, und es gelang ihm. Aber meine Großmutter blieb tot — und es tat ihm in der Seele weh, denn er meinte sich sagen zu müssen, daß sie durch seine Schuld gestorben sei. Das war härter als jeder andere Verlust. Er fiel in tiefe Schwermut, und hatte er früher die Menschen geflohen, weil er ein Dichternarr gewesen, so floh er sie jetzt aus Scheu und Traurigkeit. Als mein Vater herangewachsen war, überließ er seiner Sorge alles und zog sich ganz auf die Klausur zurück. Er dichtete nicht mehr, sondern betete oder saß stundenlang auf der Zinne des Turmes und schaute hinaus in die weite Landschaft. Ich habe ihn noch gekannt und gesehen, wie er dort saß und der Wind mit seinen schneeweißen Haaren spielte. Wenn ich zu ihm kam, dann flog es oft wie ein Sonnenglanz über seine Züge; er hob mich auf seine Knie, machte das Kreuzzeichen über mich und sagte immer nur die wenigen Worte: „Gott segne dich; dichte nicht!“

„Es war wohl gut, daß er mich also ermahnte; denn es schien fast, als hätte ich die Schwärmerei von ihm geerbt, so glühend und wild war meine Phantasie. Ich liebte die Musik und liebte den Gesang. Schon als kleiner Knabe von kaum fünf Jahren weilte ich oft stundenlang bei den Hirten auf dem Felde und lauschte ihren Liedern. Der Großvater beobachtete dieses mit großer Angst und ruhte nicht eher, als bis mein Vater mir das Singen verbot. Und als Graf Augustin starb, ließ er mich, den zwölfjährigen Knaben, an sein Sterbebett rufen, und dort mußte ich ihm in Gegenwart meines Vaters versprechen, daß ich niemals einen Dichter lesen, geschweige denn selber dichten würde. Das Versprechen habe ich gehalten, trotzdem die Versuchung oftmals an mich herantrat. Aber dann konnten mir immer die Worte der Leute in die Ohren: „Dort sitzt der närrische Dichtergraf.“

„Nun, Juliana, weißt du alles. Herr Johannes Iodokus aber bleibt für immer entlassen.“

So erzählte der Graf; seine Gemahlin entgegnete nichts, sie konnte ihm nicht völlig recht und auch nicht ganz unrecht geben. Aber in ihrem Herzen dachte sie: „Der Großvater war ein Dichternarr; es gibt auch andere Narren. Die Leiden der armen Großmutter hat er mir erzählt und an meine Leiden nicht gedacht. Ach Gott, wenn er doch die Augen öffnen wollte!“

(Fortsetzung folgt.)